

Aus schneiden.

Von

Johannes Trojan.

Original-Zeichnung von Hugo Bürkner.



Was soll man zum Geburtstag schenken
Dem Paul, und das er gerne möcht?
Was einer nur sich kann erdenken,
Das schnitzelt er sich selbst zurecht.
Gebt ihm Papier und eine Scheere:
Er macht es euch, was auch es wäre.

Die Schwester weiß nichts anzufangen
Mit ihrer Scheer', das arme Kind.
Sie schneidet nichts als lauter Schlangen,
Weil die so leicht zu schneiden sind.
Das könnt' ich auch; doch Pferd' und Kühe
Kann nur der Paul — und ohne Mühe!

Auf Bodenkammern oder mitten
Im Korn, wo immer ihr ihn trefft,
Sitzt er und schnitzelt. Ganz zerschnitten
Hat neulich er sein Rechenheft.
Das gab Gethier von allen Arten,
Den schönsten zoolog'schen Garten.

Meint ihr, er hätt' ein Lob bekommen?
Ich sag' es nicht, was er bekam.
Zu deutlich war's, woher genommen
Die Thierlein waren, wild und zahm:
Denn Zahlen, meist unricht'ge, standen
Auf allen Thieren, die sich fanden.



Dithmarsen.

Von

Fedor von Köppen.

Original-zeichnungen von Paul Thumann.



wischen den Mündungen der Elbe und der Eider, im Westen von den blauen Wogen der Nordsee bespült, liegt die schmale Landschaft Dithmarschen. Auf hohem Damme, nur wenige Meilen von der Küste, führt die Straße, welche die Hauptorte des Ländchens verbindet. Zu beiden Seiten derselben strecken sich weite, grüne Flächen, welche durch schnurgerade Wassergräben in viereckige Felder oder „Koege“ getheilt werden. Im hohen Grase lagern zahlreiche Rinder, andere schreiten breitwandelnd und bedächtig an den Gräben entlang, braunroth und scheefig, alle stattlicher und größer als irgendwo binnenwärts; man sieht es ihnen an den glatten, breiten

Stirnen, den runden Leibern an, wie wohl ihnen das Leben auf diesem fetten Weideland behagt.

Inmitten des Koges erhebt sich auf einem künstlichen Hügel, „Wurthe“ oder „Wörde“ genannt, burgähnlich der Bauernhof. Sämmtliche Häuser sind aus dunkelrothen Ziegeln gebaut, die Giebelseite mit Eingangsthür und Erker der Straße zugekehrt und gewöhnlich unter einer Baumgruppe hervorschauend. Ein tiefer Graben, über den eine schmale Brücke führt, umgiebt die Hofgebäude.

Im Osten begrenzt die Flächen ein niedriger Hügelzug, theils mit röthlichem Haidekraut bewachsen, theils mit Roggen- und Weizenfeldern angebaut. Zuweilen tritt auch eine Hügelkuppe weiter in die Ebene vor und gewährt eine weite Aussicht über die grünen Weiden, auf denen die lagernden Rinder aus der Ferne wie Blumen auf dem Felde sich ausnehmen. Da und dort ragt ein spitziger rother Giebel, eine Windmühle oder ein Kirchturm aus der Ebene. Im Westen erblickt man als einen

lichtblauen, glänzenden Streifen die See mit den beweglichen weißen Wellenspitzen.

Das grüne Land nennt man „die Marschen“ und den braunrothen Hügelzug „die Geest“.

Ehedem fluthete das Meer über die Marschen und die hohe Geest begleitete in geringer Entfernung das Ufer. Am Fuße der Geest lagerte das Meer den Schlamm ab, welchen die einmündenden Flüsse ihm zugeführt hatten. Die Anwohner der Küste aber suchten auch die schmale Landstrecke zwischen der Geest und dem Meere zum Anbau zu benutzen. Sie schützten sich durch Deiche gegen die Fluth und verwandelten den Meeresschlamm in fruchtbaren Ackerboden und fette Weide.

Immer weiter schoben sie die Deiche vor und immer mehr Boden gewannen sie dem Meere ab. Menschen bauten und Gott schützte. Die Wogen sangen ihr Klage lied um das verlorene Land.

Zuweilen aber war's, als wollte das Meer mit Gewalt sein altes Eigenthum zurücknehmen. Mit breiter, schäumender Wogenwand stürmte die Fluth heran, immer höher die rollenden Wogen thürmend, immer gewaltiger gegen die lebenden Dämme andonnernd. „Zu Hülfe, zu Hülfe! die Sturmfluth naht!“ erscholl der Ruf des Wächters und alle Glocken am Strande läuteten Sturm. Von den Dörfern her strömten die Menschen nach den bedrohten Dämmen; Männer, Weiber, Kinder schleppten Erde und Steine herbei, schaufelten und schanzten, um die Lücken zu stopfen, die schwachen Stellen zu verstärken und Land und Leben gegen den einbrechenden Feind zu schützen.

Wenn die Gefahr vorüber, das Meer in sein altes Bett zurückgewichen war, dann riefen abermals die Glocken durch das Land, und ehe die Menschen in ihre Hütten zur friedlichen Arbeit heimkehrten, dankten sie Gott im gemeinsamen Gebete.

Nicht immer gelang der vereinten Menschenkraft der Sieg über die entfesselte Naturmacht. Oft durchbrach das Meer die schützenden Dämme, wälzte seine Wogen meilenweit über das Land und begrub Hütten und Habe, Menschen und Vieh unter dem Fluthenschwall. Angstvoll flüchteten die Bewohner der Marschen auf die hohe Geest und sahen von

dort, wie die Trümmer ihrer Habe, oft ihr Liebstes von den Wogen fortgerissen wurden.

Wieder legten sich Sturm und Fluth und von neuem begann die Arbeit der Menschen. Jenseits der durchbrochenen Deiche bauten sie neue, höhere Wälle; ja, an den Stellen, wo die Angriffe des Meeres am heftigsten waren, wie an der Elbmündung bei Brunsbüttel und bei Büsum, thürmten sie wahre Bollwerke gegen das Meer. Bei der unermüdblichen Ausdauer und Thatkraft der Bewohner wurden die Ueberschwemmungen mit der Zeit immer weniger verheerend und durch Schleußen und Wassergräben geregelt. Der von der eingedrungenen Fluth zurückgelassene Schlamm befruchtete von neuem das Erdreich und der Fleiß der Bebauer förderte den Wohlstand. Die Kunde jener Schreckenstage aber und die Mahnung, daß sie wiederkehren könnten, ist auch den nachfolgenden Geschlechtern überliefert worden. Sie haben aus den Kämpfen ihrer Vorfahren gelernt, daß alles Menschen-Werk und Thun nichtig ist ohne den Beistand dessen, der Wind und Meer gebietet, aber auch, daß nur der auf Gottes Hülfe bauen darf, der selbst thätig und treu die Hand an's Werk legt.

So wuchs im Schutze jener Riesendämme ein kräftiger, tüchtiger Volksschlag heran, ernst und fest im Wollen und Thun, erfüllt von männlichem Gott- und Selbstvertrauen, von Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Sie wollten nicht, daß der Boden, den sie dem Meere abgerungen, einem anderen zinsbar sei, nicht ihre Nacken unter eines Fremden Joch beugen. Darum duldeten sie auch keinen Herren über sich, sondern regierten sich selbst nach eigenem Geßetz und Recht.

Schon in frühester Kindheit klangen zum Ohre des Knaben der Gesang der Wogen und die Kriegswaisen der Väter. Mit dem vierzehnten Lebensjahre erhielt er die Waffen. Jährlich um die Maienzeit fanden kriegerische Spiele zu Lunden statt. Da mußte jeder dithmarsische Jüngling, der in das fünfzehnte Lebensjahr eingetreten war, nicht allein seine Waffen vorzeigen, sondern auch seine Fähigkeit, sie zu führen, darthun. Da bewies er seine Kraft und Geschicklichkeit im Ringen und Werfen, im Grabensprunge mittels des Springstocks und im Tanze zwischen bloßen Schwertern, die bald in Gestalt einer Rose auf den Erdboden niedergelegt, bald über den Häuptern der Tanzenden gekreuzt wurden. Ehre dem Geschlechte, welchem die kraftvollsten und muthigsten Jünglinge angehörten!

So wuchs der dithmarsische Jüngling unter seinen Genossen zum Manne heran in Kraft und

Zucht, in Gottesfurcht und Vaterlandsliebe. Alle Genossen eines Geschlechts hielten in Noth und Tod getreu zusammen; jeder war verpflichtet, des anderen Ehre zu vertheidigen und zu rächen, jeder bereit, für den anderen Blut und Leben in die Schanze zu schlagen. Wenn aber der Landesfeind die heimatlichen Gauen bedrohte, dann standen alle Geschlechter in Eintracht fest zusammen, dann griffen alle Männer und Jünglinge zu den Waffen, selbst die Frauen legten kriegerische Rüstung an und sangen Kriegslieder. Denn keine Pflicht war heiliger als die Vaterlandsliebe, kein Tod ehrenvoller als der Tod auf der Wahlstatt.

Wollt ihr schauen und ermessen, was ein kleines Volk durch Gemeinsinn und Vaterlandsliebe zu leisten vermag, dann lest die Chronik des Landes Dithmarschen! Laßt euch erzählen von ihren Kämpfen und Schlachten bei Oldenwörden (1322), wo gegen zweitausend Feinde und zwölf Fürsten sollen geblieben sein, — vor der Hamme (1404), wo alle Geschlechter Schleswig-Holsteins ihre blühende Jugend beweinten und wo über viertausend des Troßes, über vierhundert Reiter und der Herzog selbst den Kampfplatz deckten, — laßt euch erzählen von dem ruhmvollsten Tage in der Geschichte Dithmarschens, dem Tage von Hemmingstedt!

Scheelsüchtig blickten die Nachbarn auf den kleinen Freistaat, in welchem der Bauer sich vermaß sein eigener Herr zu sein; denn obgleich Dithmarschen zum Reiche gehörte, hielt doch der Kaiser keine Bögte dort und hatte keine Schlösser im Lande. Besonders trugen die Könige von Dänemark Begehren nach dem reichen, schönen Lande, das ihnen so nahe lag; aber die Dithmarsen hielten fest am Reiche und an dem Erzstifte zu Bremen, dem sie in Kirchensachen untergeordnet waren. Da geschah es, daß der deutsche Kaiser Friedrich III. den Wünschen des Dänenkönigs Christian entgegenkam. Um seinen Beistand in Kriegsnoth zu erlangen, übertrug er ihm das Land Dithmarschen zu Lehen (1474). Die Dithmarsen aber erklärten, kein Kaiser könne verschenken oder verleihen, was ihnen gehöre, und weigerten sich hartnäckig den fremden König als ihren Herrn anzuerkennen. Lange Jahre zog sich der Handel hin. Kaiser Friedrich widerrief die Belehnung; König Christian von Dänemark starb, sein Sohn Hans erbte die Krone.

„Es ziemt nicht, daß der Bauer dem Könige troge,“ sprach der junge König Hans von Dänemark zu seinem Bruder Friedrich; „ich will ihnen die Thüren niedriger bauen lassen, damit sie die steifen Nacken beugen lernen.“ Und er schickte Boten

in's Land. Drei Schlösser wollt' er anlegen, so ließ er ihnen kundthun, zu Brunsbüttel an der Elbmündung, zu Lunden an der Eiderfähr und zu Meldorf mitten im Lande; sie aber sollten bauen helfen und eine jährliche Schatzung von 15000 Mark zahlen, dann wollt' er ihnen gnädig sein und Schutz gewähren.

Den Dithmarsen wallte das Blut. „Wir haben unser Land von keinem Herrn zu Lehn erhalten,“ antworteten sie, „und unsere Freiheit können wir selber schützen; wir bauen auf Gott und fürchten keines Königs Zorn.“

Da rüstete König Hans zum Kriege (1500). Viele Grafen und Ritter, denen die Freiheit der Dithmarsen ein Dorn im Auge war und die von ihnen Land und Beute zu gewinnen hofften, schlossen sich dem Kriegszuge an, darunter die beiden Grafen von Oldenburg, fünf Ranzau, sieben von Ahlefeld und vierzehn Wackerbarte. Um aber des Ausganges völlig sicher zu sein, beschickte König Hans die schwarze Garde. Das waren weitgefürchtete, rohe Kriegshaufen aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist. Sie führten den Krieg nicht um einer Sache willen, sondern um zu rauben und zu plündern, und vermietheten sich jedem Herren, der ihnen hohen Sold zahlte. Ihre Kriegsweise war Morden und Brennen, vor ihnen ging der Schrecken, verwüstete Dörfer und Felber bezeichneten den Weg, den sie genommen. Ihr Führer war der Junker Stenz von Köln; sie nannten ihn den „langen Jürgen“, denn er war baumlang und rühmte sich der Kraft eines Riesen.

Als der lange Jürgen im Lager des Dänenkönigs zu Rendsburg ankam und die Zurüstungen sah, welche dieser für den Kriegszug getroffen hatte, sprach er: „Wo liegt denn das Land Dithmarschen, daß Ihr so gewaltige Anstrengungen macht? Es muß wohl im Himmel liegen, sonst kämen wir billiger hinein.“

Noch ehe die zur Waffenruhe festgesetzte Frist abgelaufen war, rückte das Heer des Königs, wohl dreißigtausend Mann stark, in Dithmarschen ein (Februar 1500), Unthaten und Gräuel an dem wehrlosen Volke verübend. Zu Meldorf, dem Hauptort des Landes, schlug König Hans mit seinem Bruder Friedrich das Hauptquartier auf. Vom Sanct Johannis-Kirchthurme zu Meldorf, dem höchsten des Landes, ließ er eine weiße Fahne herabwehen, die ein weißes Kreuz in rothem Felde zeigte. Die Dänen nannten sie den Danebrog und sagten, daß sie vor mehreren hundert Jahren im Kampfe

gegen die Heiden vom Himmel gefallen wäre und daß sie unter dieser Fahne siegen müßten.

In und um Meldorf lag das Heer drei Tage stille. Die Herren schwelgten im Klosterweine und das Kriegsvolk brandschatzte die Umgegend. Dann brachen sie gegen Norden auf, um auch die anderen Orte, zunächst Heide und Lunden, in ihre Gewalt zu bringen.

Boran zog Junker Stenz mit der schwarzen Garde; Harnisch und Hellebarde funkelten im Morgenroth. Viele vom Adel hatten es verschmäht Harnische anzulegen, und prangten mit goldenen Ketten, als zögen sie zu Spiel und Tanz. Hans von Ahlefeld trug den Danebrog. Vom Geschütz wurde ein Theil voran, der übrige hinterher geführt. Den Schluß machte eine unabsehbare Menge von Wagen und Schlitten mit Kriegsbedürfnissen und Kostbarkeiten, zum Theil auch leere, um die erwartete Beute fortzuschaffen. Unter schmetternder Kriegsmusik zog das königliche Heer von Meldorf in die Marschen herab (17. Februar).

Auf die erste Nachricht von dem Bruche der Waffenruhe und dem Anrücken der Feinde hatten sich die Dithmarsen in die Marschen geworfen; nur Weiber, Greise und Kinder waren in den Dörfern zurückgeblieben. Es waren nur einige hundert Bauern in der Eile zusammengekommen, und diese kleine Schaar hoffte wohl selber kaum, daß es ihr gelingen würde, das große feindliche Heer aufzuhalten oder in die Flucht zu schlagen; aber sie sagten, wenn sie aufhören sollten, ein freies Volk zu sein, so wär' es besser, wie die Väter zu sterben, als Knechtschaft zu vererben auf ihre Kinder.

Ihr Führer hieß Wolf Isebrand, ein tapferer und kluger Mann. Als er erfuhr, von wannen die Feinde kämen, beschloß er, ihnen den Weg durch eine Schanze zu sperren. Er wählte den Platz dazu auf der hohen Wurthe bei Hemmingstedt, wo noch aus alter Zeit die Trümmer eines Walles lagen.

Die Leute nannten sie den Tausend-Teufels-Wall und gingen bei Nachtzeit nicht gern daran vorüber; denn es munkelte, daß auf dem Heidemoore davor des Nachts Elfen tanzten mit Flammenbüscheln auf den Köpfen, und den Wanderer irre lockten. Deshalb meinten auch einige, daß es nicht gerathen sei, den Kampf an dieser Stelle aufzunehmen. Wolf Isebrand aber sprach: „Ist Gott für uns, so kann uns die Hölle nicht schaden!“

Während sie schanzten und gruben, kam in der Nacht Zuzug von den nächsten Kirchspielen, von Wörden, Wakenhusen, Hemmingstedt, Neuen-

kirchen und Wesselsburen. Den Männern von Hohenwörden schritt eine fromme Jungfrau mit der Fahne voran; sie wollten damit andeuten, daß Gott auch in den Schwachen mächtig ist. Hoch wehte die Fahne von Hohenwörden.

Es hatte lange gefroren und die Marschen lagen trocken. Ueber Nacht aber setzte der Wind um und es kam Thauwetter mit Regen, Hagel und Schneetreiben.

Als die Dithmarsen den langen Heereszug auf dem hohen Damme von Meldorf heranziehen sahen, schwarz wie eine Wetterwolke, begannen sie aus ihren Feldstücken hinter dem Tausend-Teufels-Wall ein lebhaftes Feuer gegen die dichten Massen. Ungeachtet des Hagels von Steinen und Wurfgeschossen stürzte die schwarze Garde unter dem Feldrufe: „Wahr dich, Bauer, die Garde kommt!“ voll Ungestim in den Kampf. Die Wassergräben in der Marsch hinderten ihre Ausbreitung seitwärts des Weges. Sie legten ihre langen Spieße über die Gräben, warfen Breter und Flechtwerk darauf und drangen in breiter Linie vorwärts. Viele blieben in dem durch das Thauwetter aufgeweichten Marschboden stecken und ermatteten, ehe sie vor der Schanze ankamen. Andere, welche die steile Böschung zu erklimmen suchten, taumelten vor der Hellebarde und Faust der Dithmarsen wieder in den Graben zurück.

Noch weniger vermochten Reiter und Geschütze vorwärts zu kommen. Die Kasse versanken bis an den Bauch im Moore und die Geschütze konnten nicht auffahren. Als die Männer von Wakenhusen die Verwirrung erkannten, machten sie einen Ausfall aus der Schanze, warfen die Kanonen in die Gräben und drangen unter dem Geschrei: „Schont den Mann, schlägt die Pferde!“ auf die Reiter ein. Sie wußten nämlich, daß der gepanzerte Reiter ihnen im Fußkampfe nicht gewachsen war.

Nach dem gelungenen Ausfalle der Wakenhusener kam der Kampf in's Stocken. Die Angriffe der schwarzen Garde wurden matter und der Kanonendonner verstummte, weil der Regen das Pulver durchnäßte. Stille ward's auf dem Schlachtfelde.

Wolf Hebrand sah von der hohen Wurthe herab auf das wogende Getümmel; er freute sich der Thaten seiner Landsleute, sprach ihnen Muth zu und lobte ihre Tapferkeit. Da gewahrte er, wie das Fußvolk des Feindes immer weiter in den Marschen sich ausdehnte und in unabsehbaren, dichten Massen die kleine Schaar von beiden Seiten und im Rücken umklammernd, von neuem gegen die Schanze vordrang. Ein düsterer Schatten zog über

seine Stirne. Mit gedämpfter Stimme sprach er für sich: „Wir sind verloren, wenn Gott kein Wunder thut!“

Ihm zur Seite stand die Jungfrau, hochauferichtet an ihrer Fahne und aufhorchend, als vernähme sie etwas, was die Männer in des Kampfes Hitze nicht beachteten, erhob die Hand und rief leuchtenden Blickes: „Wir sind gerettet, Gott hat geholfen!“

Hoch wehte die Fahne von Hohenwörden.

Lauter drang es zum Ohre, wie wenn die Windsbraut über die Wipfel des Waldes dahinfährt, wie aus der Ferne heraufziehende grollende Wetter, wie das Getöse des rollenden Donners. Durch die Reihen der kämpfenden Männer ging ein Wundern und Murren. Viele wiesen nach dem Himmelsraume, wo ein bleigrauer Streifen sichtbar ward, immer breiter sich dehnte und immer näher heraufzog. Plötzlich scholl es von Munde zu Munde: „Die Sturmfluth kommt, die Sturmfluth ist da!“

Alle Glocken am Strande läuteten Sturm, die Meerschleußen thaten sich auf, die einbrechende Fluth wälzte ihre Wogen über die Wahlstatt und begrub Tode und Lebendige, Kasse und Reifige, Ritter und Knechte. Und in Sturm und Fluth sprach Gott zu den Menschen: „Ich will dem Schwachen beistehen und den Hochmüthigen strafen.“

Mit der wachsenden Fluth schwoll den Bauern der Muth im Herzen. Sie brachen aus der Schanze vor, schwangen sich mit Springstöcken über die Wassergräben und stürmten gegen die schwarze Garde: „Wahr dich, Garde, der Bauer kommt!“

Hoch ragte der lange Bürgen Stenz kämpfend über dem Getümmel, spornte seinen friesischen Hengst und schwang die Lanze drohend über dem Haupte. In langen Flechten hing sein flachsfarbiges Haar auf den goldglänzenden Harnisch herab und seine Augen rollten wie Feuerfunken im Kopfe. Da machte der große Keimer von Wimerstedt sich an ihn, stieß seinen Spieß mit solcher Gewalt in den Panzer des Reiters, daß die Spitze gekrümmt in der Rüstung stecken blieb, und zog ihn vom Pferde herab. Ehe noch der Junker sich aufzurichten vermochte, führte der Keimer mit der Streitart einen wuchtigen Schlag auf sein Haupt, daß er nimmermehr aufstand.

Mit dem Führer sank der Muth der Garde. Unter lautem Geschrei wandten sich alle zur Flucht nach dem hohen Damme gen Meldorf, dem einzigen Rettungswege vor den wachsenden Wogen und den erbittert nachdringenden Marsen. Aber der Troß der Wagen und Schlitten sperrte die Straße und

hemmte die Flucht; sie sahen nichts anderes mehr vor Augen als den unerfättlichen Tod. Wer der dithmarsischen Faust entrann, den faßten die Wogen.

Noch einmal versuchten die Reiter dem Fußvolle Bahn zu brechen, aber wieder warfen die wackeren Männer von Wakenhusen sich ihnen entgegen, jetzt unter dem Rufe: „Schlagt den Mann, schont die Pferde!“ denn sie sahen, daß der Sieg

den königlichen Küstwagen in die Hände der Bauern fielen. Unermesslich reich war die Beute, welche die Dithmarsen außerdem gewannen, „mehr werth als ganz Dithmarschen über der Erde.“ Darunter befanden sich eine große Menge kostbarer Waffen und Kleider, der Schmuck der Edelleute an Gold und Silber, Perlen und Edelstein, viel gemünztes und ungemünztes Gold und zahlreiches goldenes und



ihnen nicht mehr zu nehmen war, und dachten die Pferde noch im Pfluge zu gebrauchen.

Da sanken viele in Schlamm und Koth, die sonst auf Seide gebettet waren. Es sank der Ritter Hans von Ahlesfeld, der den Danebrog trug, neben und um ihn des Königs Vettern, die beiden Grafen von Oldenburg, fünf Ranzau, sechs von Ahlesfeld und vierzehn Wackerbarte. Hoch wehte die Fahne von Hohenwörden.

König Hans hatte mit seinem Bruder Friedrich bei Zeiten die Wahlstatt verlassen; er hatte aber Krone, Schwert und Siegel vergessen, welche mit

silbernes Tafelgeräth, auch des Herzogs Friedrich prachtvoller goldener Mundbecher.

Die Dithmarsen verfolgten die Feinde bis Meldorf, welches die Königlichen vor ihrer Ankunft eiligst verlassen hatten. Unterwegs erbeuteten sie noch die königlichen Küchenwagen, nämlich drei Wagen mit geschlachtetem Federvieh und mehreren Fässern Weines. Diese kamen ihnen am Abend des denkwürdigen und heißen Tages beim Siegesmahle trefflich zu statten, und als sie beim Schmause saßen, sangen sie die Spottverse:

„Saget dem König gute Nacht,
Er hat uns gebratene Hühner gebracht;
Greift nur zu, ihr lieben Gäste,
König Hans giebt das zum Besten!“

Als die Meereswogen von der Wahlstatt zurückgetreten waren und die Zahl derer sich übersehen ließ, die im Kampf erschlagen oder in Moor und Gräben ertrunken waren, da erschrafen die Dithmarsen über den eigenen Sieg, und sie erkannten, daß dieser nicht ihr Verdienst, sondern Gottes Werk war. Im ganzen Lande ward ein Dankgottesdienst abgehalten. Der eroberte Danebrog aber ward der Sankt Nikolai-Kirche zu Hohenwürden, von wo die heldenmüthige Jungfrau gekommen war, geweiht und zum Gedächtniß des Tages über dem Altar bewahrt.

Wenige Jahre nach der Schlacht bei Hemmingstedt starb der „theure Held“ Wolf Hsebrand (1506). In der Schanze vom Tausend-Teufels-Ball — dieß hatte er als Lohn für seine Waffenthat sich erbeten — ward seine Leiche bestattet.

König Hans konnte die Dithmarsen-Wunde nicht verschmerzen. Oftmals plante er, Rache zu nehmen an dem kleinen, trotzigem Bauernvolke, aber so oft er einen Kriegszug rüstete, ward er durch Unruhen im eigenen Reiche an der Ausführung verhindert. So nahm er seinen Gram und Zorn mit zu Grabe und überließ seinen Nachfolgern die Rache.

Manchen Kampf hatte die kleine Bauerngemeinde gekämpft und vieles Blut um ihre Freiheit vergossen. Aber die Zeiten wurden andere. Als in allen Nachbarstaaten die Gewalt der Landesfürsten sich befestigte, da vermochte der kleine Freistaat mit so manchen veralteten Einrichtungen allein seine Selbständigkeit nicht mehr zu behaupten. Neunundfünfzig Jahre nach dem Tage von Hemmingstedt kämpften die Dithmarsen die „letzte Fehde“ für ihre Freiheit gegen die verbündete Macht des Königs von Dänemark und der Herzöge von Holstein. Mit Todesverachtung

suchten sie auch jetzt sich ihrer übermächtigen Feinde zu erwehren. Durch die Schlacht bei Heide (3. Juni 1559) wurde das Schicksal des Landes entschieden. Nach ruhmvollem, aber hoffnungslosem Kampfe, in welchem alle Geschlechter Dithmarschens tapfere Jünglinge auf der Wahlstatt ließen, gingen zum ersten Male ihre Gesandten mit weißen Stäben in das Lager der Fürsten und baten um Frieden. Ihre meisten Rechte wurden ihnen belassen, aber das Land mußte die Oberherrlichkeit der Fürsten anerkennen und ward für die nächste Zeit sogar unter drei Herren getheilt. Später kam ganz Dithmarschen an Holstein und theilte seitdem die Schicksale des Landes.

Vieles hat sich mit dem Laufe der Zeit auch in Sitten und Lebensweise des kleinen Volkes geändert, aber der alte Freiheitsfinn, das unbeugsame Rechtsgefühl und die Liebe zur Heimath haben sich unverändert vom Vater auf den Sohn fortgeerbt. Auch als in neuerer Zeit ihr alter Feind, die Dänen, sie in ihrem Rechte zu kränken suchte, da beriefen die Dithmarsen sich auf ihre deutsche Abstammung und widerstanden mannhaft allen Verlockungen zum Abfall, bis Preußen und Oesterreich sich des bedrängten Bruderstammes annahmen und mit den Waffen die unnatürlichen Bande lösten, durch welche das Land in die Abhängigkeit eines fremden Reiches gebracht war. Nun haben die Dithmarsen im Anschluß an die Vormacht des Deutschen Reiches den sichersten Schutz ihrer Rechte und Freiheiten gefunden.

Nicht mehr mit Wehmuth blickt der Dithmarsche auf seine ruhmvolle Vergangenheit zurück, denn er fühlt sich würdig seiner Vorfahren und ist bereit es ihnen nachzuthun:

„Schläft Ditmars Vater unter'm Sand,
Hält Ditmars Sohn die Wacht am Strand.“

Nochmals die Kyffhäuser-Sage.

Von Heinrich Viehoff.

Für einen Bemerkungen über Ursprung und Sinn der Kaisersage in der anmuthig erzählten „Schulfahrt nach dem Kyffhäusergebirge“ von Wilh. Osterwald *) sei mir Folgendes beizufügen vergönnt. Wie unser Volk in dieser Sage seine Sehnsucht nach der dem Vaterlande gebührenden Machtstellung und

Größe an denjenigen Helden angeknüpft hat, der sie zu seiner Zeit besonders kräftig und würdig zu behaupten wußte, so haben andere Völker in ähnlicher Weise ihre nationalen Hoffnungen und Wünsche mit hervorragenden Männern, die ihnen angehörten, in Verbindung gebracht. Die Sage ist also den zahlreichen wandernden beizuzählen, die zwar nach

*) Deutsche Jugend, Band V, S. 175.

Zeit und Ort sich etwas umgestalten, aber die Grundzüge bewahren und daran ihre ursprüngliche Verwandtschaft erkennen lassen; und dieses stimmt denn gut zu der von Osterwald angedeuteten Vermuthung, daß der erste Ursprung der Kyffhäuserfage über die ältesten Zeiten unseres Volkes hinaus in eine Periode zurückreiche, wo die Völkfamilien noch enger zusammenlebten. Wie wir auf Nothbarts Wiederkehr, so hoffen die Briten auf die ihres Königs Artus; die Portugiesen erwarteten, daß Sebastian, die Dänen,

daß Holger Dansver, die Schweizer, daß ihre „drei Telle“ dereinst wiedererstehn und des Volkes alte Herrlichkeit zurückbringen würden. Um durch ein paar Beispiele zu zeigen, wie nahe verwandt dergleichen Sagen trotz ihrer Wanderung von Volk zu Volk sogar in einzelnen Nebenzügen bleiben, lasse ich die dänische und die schweizerische Parallelfage in einer die Uebersetzung treu wiedergebenden metrischen Bearbeitung folgen.

Holger Dansver.

Im Kronenburger Schlosse im Lande Dänemark,
Da schläft im Grabgewölbe ein Held, gar kühn und stark.
Er focht in alten Tagen wohl manchen blut'gen Strauß;
Nun ruht er dort im Grabe von seinen Fahrten aus.

Der Held ist Holger Dansver, des Schwerts einstkräftig traf;
Er ist niemals gestorben, er schläft nur tiefen Schlaf.
Dereinst erwacht er wieder und wegt die Klinge scharf,
Wenn seines Heldenarmes der Dänen Volk bedarf.

Der Märe Grund zu prüfen, stieg einst ein Bauersmann
Ins Grabmal, wo den Alten umfängt des Schlummers
Bann;

Mit einem Eisenbarren bewehrt die rüst'ge Faust,
So nah' er dem Gewölbe, wo Holger Dansver haust.

Er tritt hinein, er sieht ihn bei seiner Ampel Licht
Auf hohem Throne sitzen, mit ernstem Angesicht;
Die dicke, düstre Braue umschattet ihm das Aug';
Der Bauer hört des Schlafers langsamen, tiefen Hauch.

Es hat des Sessels Füße sein langes Haar umringt,
Wie um den Schaft der Säule sich Bärenklau verschlingt;
Er ruht im Traum zuweilen die mächt'ge Heldenfaust,
Daß es dem festen Bauer beim Anblick bangt und graust.

Und sieh! er regt sich stärker, doch blinzelt sein Auge kaum;
Der bärt'ge Mund bewegt sich, ganz leise wie im Traum:
„Was ist das für ein Schimmern? wer kam zu mir herab?
Wer sucht den alten Holger noch auf im düstern Grab?“

Der Bauer spricht — ihm schüttelt die Glieder eisig
Graun:

„Ich kam, ein armer Landmann, dich, hoher Held, zu
schaun.“ —

„So komm' und reich zum Gruße mir deine Rechte her!“ —
Der Bauer reicht den Barren, gerundet, dick und schwer.

Ihn fassend spricht der Alte: „Dein Arm ist fest und
stark;

Ich fühls, noch gibt es Männer in meinem Dänemark;
Noch braucht es Holgers Arm nicht, wenn ein Geschick es
traf.“

Er sprach's und lehnt sich wieder zurück zu tieferm Schlaf.

Und schnell verläßt der Bauer des Grabmals finstern
Schlund;

Und daß kein Wahn ihn täuschte, das thut ein Zeichen
kund:

Als er den Eisenbarren beschaut am Tagesstrahl,
Sieht er von Holgers Rechten klar aufgeprägt das Mal.

Die drei Telle.

Den Hang des Auenberges im schönen Schweizerland
Erflomm ein Hirt einst keuchend bei heißem Mittags-
brand;

Ein Zicklein wollt' er suchen, das sich entzog der Hut,
Derweil er schlummertrunken im Schatten ausgeruht.

Felschluchten folgend kam er in einen Höhlenraum;
Da saßen drei Gefellen, versenkt in Schlaf und Traum,
Bis tief zur Erd' umflossen vom langen weißen Bart;
Das waren die drei Telle, drei Helden alter Art.

Kaum ist er eingetreten durchs enge Felsenthor,
Da hebt der Träumer einer langsam das Haupt empor.
„Wie steht die Zeit jetzt draußen?“ so fragt er; „Sag's
getreu!“ —

„Hoch Mittag ist's,“ erwidert der Hirt voll Schreck und Scheu.

„So dürfen wir noch schlafen,“ entgegnet ihm der Telle,
Und schließt sein Auge wieder, sein Auge groß und hell.
Zurückgelangt zur Heerde, gereut den Hirten tief
Die Antwort, die sein Zagen dem bleichen Mund entrief.

Nicht herrscht ja Glanz des Mittags im Vaterland umher,
Rein, Zwietrachtwolken drücken die liebe Heimath schwer.
„D!“ spricht er, „kamen jeso tief aus des Berges Schlund
Die Telle, neu zu fest'gen der Eidgenossen Bund!“

Es läßt ihn ruhen nimmer; er muß, von Neuen entbrannt,
Den Tellen wahrhaft künden, wie's steht um's Vaterland.
Er klimmt die Schluchten alle des Arenbergs empor —
Umsonst! er findet nirgends der Heldengrotte Thor.

Von den Göttern der Germanen.

Von

Werner Sahn.

Mit Original-Zeichnungen von Julius Naue.



VII. Die Geschichte von Thorr's Tochter Thrud und dem Zwerge Allwiß.

Wie willfährig und dienstbeflissen die Zwerge gegen die Götter gewöhnlich auch waren, so geschah es doch einmal, daß ein Zwerg — Allwiß war sein Name — sich zu viel herausnahm, daß er sogar meinte, wider Thorr etwas durchsetzen zu können.

Thorr hatte eine Tochter, ein schönes, kleines, mehlweißes Töchterlein.

„Ich werde alt,“ dachte jener Zwerg Allwiß, „und lebe so allein. Die Lust, immer umher zu fahren in den neun Welten, vergeht mir allgemach. Ich möchte ein Haus gründen. Aber wer wird im Hause meiner harren und warten?“

Da fiel ihm Thrud ein. „Ja, Thrud,“ sprach er bei sich, „Thorr's schönes, kleines, mehlweißes Töchterlein, wenn ich die gewinnen könnte!“ —

Zwerge sind immer schnell. Und Allwiß war es noch nie begegnet, daß ihm etwas unmöglich gewesen wäre. Also ging er ohne Bedenken an's Werk.

Es war gerade Nacht und Ausfahrens-Zeit. Im Nu war er oben. Er erkundete mit seinen weit spähenden Sinnen schnell, wo Thorr sich befände. Thorr war im Kampf mit hartschädelligen Thursen am äußersten Rande des Ostens. „Das ist der gute Augenblick!“ rief Allwiß und slog zu Thorr's Palaste hinauf.

Da war alles still und ruhig. Die Diener machten die letzten, leisen, langsamen Gänge des Abends. Thrud sollte eben von ihren Jungfrauen zum Lager geleitet werden. Ob Thorr zurückkehren würde, wußte man nicht. Um feinetwillen aber brauchte niemand zu warten. Alle im himmlischen Hause wollten zur Ruhe gehen.

Da klopfte es schnell und hart an die Palaste

thüre. Und wie erstaunten die Diener, als sie einen so hohen Gast so spät eintreten sahen! Schnell wurde alles in die Ordnung gebracht. Die Decken, die zusammengelegt waren, wurden ausgebreitet, die Tische gerückt, die Sessel in Reihe gestellt.

Aber Allwiß unterbrach die Diener in ihrer Geschäftigkeit. „Laßt die Decken und die Sessel!“ rief er, „meines Bleibens ist nicht lange. Kündet bei Thrud mich an und sagt der jungen Herrin: „Der um sie werbe, der sie heimführen werde, sei hier.““

Das war ein sonderbares Wort. Es wäre den Dienern lieb gewesen, wenn Thorr sich im Palaste befunden hätte. „Wird es Thorr recht sein,“ fragten sie, „wenn wir seine Tochter ihm hinterrücks entführen lassen?“ Und doch! gegen einen Zwerg etwas unternehmen, war ganz unthunlich. Sie fürchteten seine Zauberei.

Die guten Diener, Sie vergaßen, daß Thorr ein weitführendes Herz hat. Er merkt im Augenblick, wo etwas zur Unbill der Götter geschieht, und kaum, daß Allwiß nur über die Schwelle seines Palastes getreten war, hatte er schon eine Empfindung davon. Schnell wandte er sich vom Kampfe mit den Thursen ab. Die Schwingen wuchsen ihm, mit denen er dahin fuhr. Es fauste und brauste die Luft, es glühte und sprühte aus seinen Augen. Als er auf der Mitte der Fahrt war, begegneten ihm die Böcke, die allein mit dem Wagen gekommen waren. Thorr setzte sich hinein und mit Rädergeknatter krachte es daher und mit Donneregepolter fuhr es vor, daß alle im herrlichen Hause erschrafen.

Da stand der erhabene Gott dem überraschten Zwerge gegenüber.

„Sieh da, du dreistes Bürschlein!“ rief Thorr,



„bleichnasiger Krüppel! kommst, dich zu wärmen, mir ins hohe Haus? Ja, ich glaube, euch friert da unten im feuchten Grunde! nichts leuchtet, nichts wärmt euch. Wie seid ihr zu beklagen, ihr armen Wichte in Leichengesellschaft!“

Dem Zwerg Allwif war die Anrede grade nicht angenehm. Doch meinte er mit seiner Zwergwürde sich halten zu können. „Es ist wahr,“ sprach er, indem er einer gelassenen, vornehmen Miene sich beleihtigte, „daß unsere Säle nicht zur Sonne emporragen. Alt ererbte Feindschaft trennt uns von dem Lichte des Tages. Doch weißt du selber, und alle Götter wissen, welch starkes Volk die Zwerge sind. Und ich zumal. Allwif ist mein Name, denn alle neun Welten bin ich durchkreist; — ich rede die Sprachen aller neun Welten und weiß die Dinge aus allen neun Welten.“

Da lachte Thorr aus voller Brust. „Ha! Allwif dein Name? denn alles glaubst du zu wissen? Wie schnell ich dich ertappe! du meinst, ich gebe dir Thrud zur Gattin in dein finstres, enges Haus? Wärst du allwissend, so würdest du wissen, daß ich das nimmer thue.“

„Doch! Thorr,“ antwortete der Zwerg, „ich glaube, du wirst's nicht wehren! du wirst nicht wagen, einen vom Stamme der Götterhelfer zu beleidigen. Wer gab euch Waffen und Rüstzeug? Speere und Ring? und Eber und Schiff? wer schmiedete dir den grimmigen Hammer? Es könnte euch übel ergehn, wenn ihr nicht sorgtet, der Zwerge Freundschaft zu bewahren!“

Aber Thorr wurde ungeduldig. „Genug des Geschwäges!“ rief er. „Habt ihr den Hammer geschmiedet, so wißt ihr auch, daß ich ihn schwinge. Und dir auch sei es gesagt, daß Thorr einen Spötter und Lasterer ungestraft nicht nahen läßt.“

Als der Zwerg Thorr so zornig sah, glaubte er mit Vorsicht einbeugen zu müssen. „Gemach!“ sprach er halb bittend. „Mag alles denn in Ordnung geschehen! Habe ich ein Recht um Thrud zu werben, so hast du ein Recht über Thrud zu verfügen. Und so geschehe es nun! gieb mir Antwort auf meine Werbung, auf meine Bitte um Thrud!“

Da lachte wiederum Thorr. Und nach kurzem Besinnen sprach er: „Wohlan! gewährt sei dir die Bitte, wenn sich erweist, daß du die Wahrheit gesprochen hast! Kannst du beweisen, daß du einer von den Allwissenden bist, so werde Vermählung gefeiert zwischen Allwif und Thrud!“

Und voller Glück, daß ihm der Wunsch sich erfüllen sollte, rief er und sang:

„Neun sind der Welten, ich durchwallte alle,
Ich wallte zu Göttern, ich wallte zu Menschen,
Ich führte nach oben, nach unten den Fuß, —
Ich weiß dir die Antwort, was du auch fragst!“

Und Thorr begann zu fragen. Er fragte zuerst: „Wie heißt die Erde in allen neun Welten?“ Und gleich fing Allwif an zu reden: „Erde bei den Menschen, bei den Asen Flur, bei den Wanen Strandfläche, bei den Thursen Ganzgrün, den Asen Halmfeld, den Zwergen Schlupföhle, —“ er kannte die Namen alle in allen neun Welten.

Und Thorr fragte weiter: „Wie heißt der Himmel in allen neun Welten?“ Und Allwif antwortete wieder ohne Besinnen: „Himmel bei den Menschen, bei den Asen Daheim, bei den Wanen Lusthaube, bei den Thursen Urvaters Schädel, bei den Asen Blaulicht, den Zwergen Klettervergnügen.“

Und Thorr fragte weiter: „Wie heißt die Sonne in allen neun Welten?“ Aber Allwif ohne Besinnen: „Sonne bei den Menschen, bei den Asen Allbeschauer, bei den Wanen Hochauf-Taucher, bei den Thursen Goldglanz, den Asen Liebestacheln, den Zwergen Zwergs-Ueberlist.“

Und Thorr: „Wie heißt das Meer in allen neun Welten?“ Aber Allwif ohne Besinnen: „Meer bei den Menschen, bei den Asen Götterspiegler, bei den Wanen Wellenspiel, bei den Thursen Schlangennest, den Asen Lebensgrund, den Zwergen Schauertiefe.“

Und Thorr sprach: „Fürwahr, viel weißt du. Schon sehe ich voraus, daß auf alle Fragen, die ich dir vorlegen mag, die Antwort dir geläufig sein wird.“

„Frage nur weiter!“ fiel Allwif ihm in's Wort; „du sollst erfahren, daß ich nicht prahlte und log.“

Und Thorr fuhr fort zu fragen: „Wie heißt das Feuer in allen neun Welten?“ Und Allwif gab lächelnd zur Antwort: „Feuer bei den Menschen, bei den Asen Erwecker, bei den Wanen Zänker, bei den Thursen Kampfgefährte, den Asen Weltenwehe, den Zwergen Blasebalgs Speise.“

Und Thorr: „Wie heißt die Nacht in allen neun Welten?“ und Allwif lachte und sprach: „Nacht bei den Menschen, bei den Asen Lebensmutter, bei den Wanen Weltenhülle, bei den Thursen Tagesgrab, den Asen Träumenszeit, den Zwergen Allzu-kurz.“

Und mehr noch fragte Thorr. Er fragte nach Mond und Wolke, Wind und Luft, Saat und Wald, wie alle die hießen in allen neun Welten. Und immer wußte Allwif ohne Besinnen die Antwort.

Und Thorr sprach: „Genug nun sei es! mit Einem nur will ich dein Wissen noch prüfen. Wie heißt, was die Wesen trinken, in allen neun Welten?“

Und wieder begann Allwif singend und lachend zu reden:

„Bei den Menschen heißt's Bier, bei den Afen Meih,
Bei den Banen Mel, bei den Thurfen Fluth,
Bei — — —“

Warum verstummte Allwif so plötzlich? Er stand regungslos da. Kein Wort mehr entschlüpfte

ich nie vernommen. Doch sich selber betrog der Tropf. Er merkte den Strahl nicht, der ihn zu Stein verwandelte.“

Darauf verließ Thorr die Halle und ging in Thrud's Gemach. Da lag sie noch und schlief, das schöne, kleine, mehlweiße Töchterlein.

Als aber ihr Vater eintrat, wachte sie auf,



seinen Lippen!

Das arme Gezwerg! es hatte sich selbst in den Tod geredet. Die Sonne, „der Zwerg Ueberlist“*), war aufgestiegen. Der Morgenstrahl war vom Tief- rand der Welten empor geschossen, hatte die Wolke berührt, war durch die Thüre des Palastes gedrungen und hatte den Zwerg getroffen. Da stand er, ein lebloser Stein, das Wort war ihm im Munde geblieben.

Mit mittheiligem Seufzen sprach Thorr: „So viel Wissen und Weisheit aus Eines Munde habe

und hob sich vom Lager empor, um ihn zu küssen.

„Ja, mein schönes, kleines, mehlweißes Töchterlein!“ sagte Thorr, indem er ihre Wange streichelte, „sollst du einmal vermählt sein, so wähle ich einen der Götter, — nicht der Zwerg aus dem dunkeln, feuchten Schooße der Erde. Denn unser bist du, und zu uns gehörst du!“

Thrud sah ihren Vater mit großen Augen an. „Mein lieber Vater,“ sprach sie, „wie kommst du auf diese Gedanken?“

*) Siehe Deutsche Jugend, Band IV. Seite 55. Von den Zwergen. „Versäumte sich ein Zwerg beim nächtlichen Besuch über der Erde, so daß der Strahl der Sonne ihn traf, war es sogleich um ihn geschehen. Der Zwerg war in Stein verwandelt.“

Der Pathe.

Eine Erzählung

von

Ferdinand Schmidt.



I.

Thal und Höhe.

Es war noch früh am Tage. Die Glocke der Einsiedelei klang vom Tannenbergs herab ins Thal und lud in ernsten, feierlichen Tönen die Herzen der Menschen zum Frühgebete ein. Bewohner des Thales, die ihr nächtliches Lager bereits verlassen hatten, standen still und verrichteten ihre Morgenandacht, Erwachende falteten die Hände und sprachen den Morgensegens, überall drang der Herzen Opfer in diesem Augenblicke zum Himmel empor. Dunkel war es noch in der Tiefe, aber golden glänzte es oben auf dem Tannenberge, und weithin sandte das Kreuz der Einsiedelei seine Strahlen, die es vom Himmel in feierlicher Morgenstunde empfing.

Da stieg ein Jüngling, Paul mit Namen, den steilen, gewundenen Pfad des Berges empor. Traurigkeit lag auf seinem Angesichte, zu Boden senkte sich sein Blick; es war ihm anzusehen, daß ihn ein schweres Leid drückte.

Martin, der Einsiedler, trat einige Schritte hervor, denn sein scharfes Ohr hatte Tritte in der Ferne gehört. Er blickte hinab. Da bemerkte er eine dunkle Gestalt, die emporstieg. So sehr er auch spähte, er erkannte sie nicht. Aber immer heller wurden die Luftschichten, in welche die Gestalt kam, immer deutlicher trat sie aus dem Dunkel hervor. „Es ist des Bergmanns Sohn Paul,“ sagte endlich der Einsiedler vor sich hin, und seine Miene wurde heiter. „Wie er noch wallt im Dunkel auf steinigem Pfade! Aber es wird heller um ihn, bald wird er umflossen sein von der Sonne Licht. O wie gleicht der Guten Leben diesem Gange meines guten Paul! Es führt sie empor aus dem Dunkel irdischen Treibens in das immer heller werdende Licht der Gottes-Erkennniß. Wie anders die Lebensbahn der Bösen! Sie senkt sich hinab nach den Tiefen, in denen böse Geister haufen, Irrelichter hüpfen.“

Mit diesen Worten war Martin in das Dunkel der Tannen getreten, denn er wollte sehen, ob Paul auf einem Seitenpfade abgehen, oder ob er ihn besuchen wolle.

Paul hatte die Höhe erreicht. Nicht weit von

der Kapelle war eine in einen Felsen eingehauene Nische, in der sich das Bild des Gekreuzigten befand. Hier kniete Paul nieder und betete aus Herzensgrunde. Schweres mochte ihn drücken, denn er betete lange, und viele Thränen flossen über seine Wangen. Endlich stand er auf und näherte sich der Klausel des Einsiedlers.

„Sei gegrüßt!“ rief eine Stimme. Paul wandte sich um. Da bewegten sich die frischen Zweige der Tannen, und Martin trat ihm entgegen.

„Du hast den Herrn besucht, Paul,“ sagte Martin, „du willst nun auch an seinem Diener nicht vorübergehen. Da thust du wohl daran.“

Dabei reichte er dem Jüngling die Hand, derselbe ergriff sie und küßte sie, wie er es immer gethan hatte.

„Darf der Knecht nun auch erfahren, was du dem Herrn geoffenbart hast?“ redete Martin weiter. „Vielleicht kann ich aus des Herrn Wort Trost spenden, und auch, fellt's nöthig sein, irdische Hülfe bringen.“

„O Vater Martin, entgegnete Paul, „um deswillen bin ich eben zu dir gekommen in früher Morgenstunde, denn das Unglück sucht uns schwer heim!“

Da führte ihn Martin nach einem moosigen Stein und hieß ihn neben sich setzen. Eine herrliche Aussicht hatte man von hier aus ins Gebirge hinab. Der junge Tag hatte der schlummernden Erde den dunkeln Nachtschleier leise vom Angesicht gehoben, ein zartes Morgenroth schmückte ihre Wangen, lächelnd schlug sie die strahlenden Augen auf. Hoch über den beiden zogen Adler ihre Kreise, tief unter ihnen erwachte mehr und mehr das Leben, und helle Töne drangen herauf: Heerdenglocken läuteten, aus der Ferne erklang im vielstimmigen Gesange der Bergleute ergreifender Morgengruß.

Einen Augenblick ward des Einsiedlers Auge und Ohr von dem, was über und unter ihm vorging, gefesselt, dann wendete er sich mit theilnehmender Miene zum Jünglinge und sagte: „Rede nun, mein Sohn, und schütte dein Leid aus vor mir, damit ich sehe, ob ich dir helfen kann.“

Der Jüngling erzählte unter großer Bewegung:

„O Vater Martin, in den vier Wochen, in denen ich dich nicht gesehen habe, ist viel Unglück in unserer Familie geschehen. Der Vater kam im Bergwerke zu Schaden und ruht seit drei Wochen im Grabe. Die Mutter, die schon lange an der Brust leidet, ist jetzt ganz bettlägerig; Schreck und Gram haben sie darniebergeworfen. Ich war, wie du weißt, seit einem Jahre bei einem Gürtlermeister in der Lehre. Nun hat ich den Meister mich zu entlassen, denn ich fühlte, daß es Pflicht sei der Mutter Beistand zu leisten. Das wenige Geld, das der Vater unter großen Entbehrungen erspart hatte, ist bald zu Ende, es reicht kaum noch eine Woche. Ich sann hin und her, wie ich etwas verdienen sollte, fand aber keinen Rath. Gestern bekam die Mutter wieder einen schlimmen Anfall. Ich holte den Arzt. Unterweges machte er mir eine traurige Mittheilung. Mein Sohn, sagte er, kein Arzt der Welt kann deiner Mutter die Gesundheit wieder bringen. An Hülfe ist nicht zu denken; was wir thun, kann sich nur darauf beziehen, ihre Leiden zu lindern. Er nannte mir nun mancherlei Speisen und Getränke, die meiner Mutter wohlthun würden. Aber, du guter Gott, woher soll ich sie denn nehmen? Da habe ich nun in der ganzen Nacht gesonnen, was zu machen sei. Endlich hat mir's Gott eingegeben. Vater Martin, dachte ich, kennt wohlhabende Bauern in der Nähe und verdingt mich bei einem derselben auf ein Jahr als Knecht. Auf Vater Martins Wort wird mein neuer Dienstherr sich gewiß willig finden, mir den Lohn eines Vierteljahres voraus zu bezahlen und mich noch eine Zeit bei der kranken Mutter zu lassen. Vater Martin, dachte ich weiter, wird ihm versichern, daß ich die Verschämnisse durch Fleiß nachholen und die Güte durch Redlichkeit erwidern werde, und ich will, so wahr mir Gott helfe, ein solches Versprechen getreulich erfüllen.“ O Vater Martin, hilf mir, daß dieser mein Plan gelingt!“

„Und dein Handwerk willst du gänzlich verlassen?“ fragte Martin.

„Ach, Vater Martin, sprich nicht davon!“ erwiderte Paul, indem ihm auf's neue Thränen aus den Augen brachen. „Alles, Alles will ich thun, um nur der Mutter einen möglichst schmerzlosen Lebensabend zu verschaffen. Und — o Gott! — vielleicht wird sie doch wieder gesund. Bei Gott ist ja kein Ding unmöglich.“

Vater Martin sprach: „Mein Sohn, ich ehre deinen Entschluß und preise Gott, daß ich wieder einmal einen Sohn sehe, der das vierte Gebot nicht bloß im Munde, sondern auch im Herzen trägt. Aber, du guter Paul, wenn ich unter den genannten

Bedingungen dir einen Dienst suche, so wird man auf ein Jahr nicht eingehen, sondern mindestens auf zwei, drei Jahre Verdingung fordern. Dann wird man sich allenfalls sogar bereit erklären, dir den Lohn auf ein Jahr zu geben, und dieß könnte im schlimmsten Falle sehr nöthig sein, da unter Kranken, die das Uebel deiner Mutter tragen, gewöhnlich der Herbst seine Ernte hält, du bis dahin also zu Hause nöthig sein möchtest.“

„Vater Martin,“ entgegnete Paul, „mache das, wie du willst. Mein vornehmster Wunsch ist, bei der Mutter bis zu ihrer Genesung, oder wenn sie Gott zu sich nehmen will, bis zu ihrem Tode zu sein. Kann ich das, und giebt mir ein Bauer die Mittel dazu, so verpflichte ich mich zu zwei, drei Jahren und noch länger!“

„Ich sehe, mein Sohn,“ versetzte Martin, „daß dir heiliger Ernst ist, was du vorhast, und daß bei dir vor der kindlichen Pflicht jede andere Rücksicht verschwindet. Darum will ich sogleich an's Werk gehen. Bleibe hier und lies in diesem Buche; ich werde in meine Klausen gehen und dir einen Brief schreiben.“

Eilig schritt der Greis in die Klausen und kam nach einiger Zeit mit einem versiegelten Briefe wieder heraus. Er begleitete nun den Jüngling auf einem bequemen Pfade ein Stück den Berg hinab. Endlich sagte er: „Gehe mit dem Schreiben nach dem Dorfe Schonthal, das hinter jenen Bergen liegt. Dort fragst du nach dem Bauer Stephan. Dießem gib den Brief mit meinem Gruß. Wandle in Frieden dahin und siehe Gott um Segen zu unserm Vorhaben an.“

Paul sagte dem Vater Martin vielen Dank und stieg darnach den Berg hinab. „Gewiß wird sich,“ sprach der Greis vor sich hin, „hier abermals das Wort erfüllen: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen! — Paul trachtet danach zu erfüllen, was das Reich Gottes verlangt, und dabei wird ihm neben dem göttlichen Lohne gewiß zugleich auch irdische Hülfe zu Theil werden!“

Noch sah der Greis den Jüngling, der schon tief unter ihm am Berge hinwandelte. Freundlich blickte er ihm nach und hielt die Hände ausgebreitet, als ob er ihn noch segnete aus der Ferne.

II.

Die Wanderung.

Paul hatte der Mutter von seinem Entschlusse, sich auf eine Zeit als Knecht zu verdingen, noch nichts gesagt. Es war ja so schon von ihr mit

Thränen beklagt worden, daß er ihretwegen seinen Meister verlassen hatte, und wie würde sie nun erst gejammert haben, wenn er ihr gesagt hätte: „Siehe, Mutter, das habe ich vor.“ — Bei günstiger Gelegenheit — das war sein Wille — wollte er es der Mutter erst mittheilen.

Als er am andern Morgen reisefertig vor ihrem Bette erschien, sagte er bloß: „Martin schießt mich mit diesem Briefe nach Schönthal, und wenn es glückt, was er vorhat, so bringt uns der Gang auch einigen Trost.“ — „Gehe mit Gott,“ sagte die kranke Mutter, indem sie dem Sohne die Hand reichte, „und lehre gesund wieder heim!“ Er wandte sich darauf zu Anna, seiner zwölfjährigen Schwester, und sagte: „du wirst schon nach Allem sehen, Anna. Leb' wohl.“ Sein kleiner Bruder schlief noch in der Wiege. Er küßte ihn leise und ging darauf zur Thür hinaus.

Es war ein saurer Gang, den Paul vor sich hatte. Wohl ging's über Berg und Thal, durch reizende Gegenden; aber wenn es im Herzen trübe ist, dann verschwindet die Schönheit der Natur vor dem Auge. Endlich traf er in Schönthal ein. Alles war sauber im Dorfe, und die Leute gingen mit neuen Kleidern einher, denn es war Sonntag. Er fragte nach dem Bauer Stephan, und man sagte ihm, dieser wohne einige hundert Schritte vom Dorf entfernt, er solle nur zum andern Ende desselben hinausgehen. Als er bei den letzten Häusern war, kamen Kirchgänger auf einem Feldwege daher. Auch sie fragte er. „Er muß gleich kommen,“ antworteten sie, „wir fahen schon seine Kinder mit den Gesangbüchern vor der Thür stehen, wo sie auf die Eltern warteten. Dort hinter den Lindenbäumen siehst du den Schornstein des Hauses.“ Als Paul noch einige Schritte weiter gegangen war, erblickte er das Haus und gleich darauf auch den Bauer mit den Seinigen. Der Mann sah ganz stattlich aus in seiner Sonntags-tracht, ein schmuckes Weib schritt ihm zur Rechten, und beide führten eine Tochter von zehn Jahren zwischen sich. Voraus gingen zwei kleine Knaben, hinterher kam am Stock ein Großmütterchen. Sie glich der ehrwürdigen Vergangenheit, indes die Zukunft in den frischwangigen Knaben muntern Schrittes vorwärts strebte, während das zwischen Alt und Jung einherschreitende Ehepaar ein vermittelndes Tempo der Gangesweise innehielt.

Paul blieb zur Seite des Weges stehen, seinen Hut in der einen, den Brief in der andern Hand haltend.

Neugierig betrachteten ihn die Kinder, als er mit Brief und Gruß zum Vater trat. Als der wohl-

habende Bauer den Namen Martin hörte, machte er ein freundliches Gesicht und sagte, indem er den Brief einsteckte: „Nach der Kirche will ich dir Bescheid geben,“ du kannst immer hingehen in mein Haus da unten, oder du kannst auch mit zur Kirche kommen, wenn du willst.“

Pauls Herz war so schwer, und er sehnte sich so sehr nach Trost und Frieden, daß er die Einladung, mit zur Kirche zu gehen, gern annahm. Er hielt sich nun neben der Großmutter. Ernst und feierlich bewegte sich der Zug der Kirche zu.

Gerüstet und ermutigt folgte Paul nach dem Gottesdienste der Familie in ihre Wohnung. Der Bauer sagte ihm: „Du issest erst bei uns, ehe du aufbrichst. Ich brauche überdieß Zeit, mir die Antwort vom Geistlichen aufsetzen zu lassen.“ — „Siehe dir Hof und Garten bis zur Essenszeit an,“ sagte die Frau; „ich werde dich durch die Magd rufen lassen.“ — „Wir gehen mit!“ riefen die beiden kleinen Knaben, die sich zu Paul hingezogen fühlten, hingen sich an ihn, führten ihn zu den Kaninchen, zeigten ihm ihre Kälbchen und das Fohlen, gingen dann mit ihm in den Garten und baten endlich: „Erzähle uns etwas!“ Paul setzte sich mit den Knaben auf eine unter einem großen Birnbaum stehende Bank und erzählte ihnen vom Däumling, der mit dem Vater in den Wald fuhr, ihm dort verloren ging, aber doch glücklich wieder nach Hause kam. Kaum war er fertig, so rief die Magd zum Essen. Paul ward fleißig genöthigt, und die schönen kräftigen Speisen schmeckten ihm ganz vortrefflich. Als gegessen war, der Hausvater sein Gebet gesprochen und die Magd den Tisch geräumt hatte, sagte Stephan: „Ich will dich nun nicht länger aufhalten. Nimm diesen Brief und dieses Beutelchen mit Geld und gib beides Martin. Ich vertraue dir's an, denn du bist guter Leute Kind. Der Brief enthält meine Antwort. Grüße deine Mutter und sage ihr, sie solle nicht verzagen, denn es lebe noch der, der die Lilien kleidet und die jungen Raben nährt, die nach Futter schreien.“

Unter vielen Danksgungen, beladen mit einem Säckchen, das Speisen für die Haushaltung enthielt und der Mutter zum Geschenk gesandt ward, machte sich Paul nun auf und wanderte der Heimath zu. Wie anders erschien ihm jetzt der Weg! Frieden erfüllte seine Seele, wenn auch nicht Freude. Die guten Leute würden ihn als Knecht annehmen, das hoffte er gewiß, und es gefiel ihm in dem reichen Hause, in welchem er das Walten eines frommen Geistes gefühlt hatte. Vor allen Dingen war ihm aber deßhalb wohl, weil er, wenn seine Hoffnung

sich erfüllte, Geld bekam, er also die Mutter pflegen und die Geschwister nähren konnte. —

Zunächst wanderte er nach der Einsiedelei und übergab Brief und Geld an Martin. Dieser öffnete den Brief, las ihn, und sein Gesicht verrieth freudige Rührung, was dem Paul nicht entging und ihn um so begieriger machte den Bescheid zu erfahren. Doch Martin sprach nicht sogleich, als er den Brief zusammenfaltete, sondern sann erst ein wenig. Dann sagte er: „Mein Sohn, es ist nicht so, wie du es wünschst, aber es ist gut so. Ich kann dir für jetzt nichts sagen, als: fürchte nichts für die Zukunft. Traue meinem Worte und frage mich nicht. Hier,“ — und dabei griff er in das Beutelchen — „hier hast du einiges Geld. Wenn das ausgegeben ist, so sage es mir. Du wirst häuslicherisch mit dem Gelde umgehen, davon halte ich mich überzeugt. Bringe deiner Mutter meinen Gruß und sage ihr das, was ich dir gesagt habe. Tritt irgend ein neuer Unfall ein, so komm gleich zu mir.“

Paul wußte nun zwar nichts Näheres über die Art und Weise der Hülfe, aber er war zufriedenen Herzens, dankte Gott für das, was er erlangt hatte, vertraute dem Wort des frommen Mannes und stieg mit den Gaben eilig hernieder zu der Hütte der Seinigen.

III.

Lebewohl.

Einige Monate waren vergangen, die Mutter befand sich fortgesetzt in einem schwankenden Gesundheitszustande.

Mehrmals hatte Martin seine Gaben schon erneuert.

Der Herbst nahte. Die Luft ward rauher, die Zugvögel schickten sich an zur langen Reise in mildere Zonen.

„Rings ein Verstummen, ein Entfärben;
Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln,
Sein welkes Laub ihm abzuschmeicheln;
Ich liebe dieses milde Sterben.“ (R. Lenau.)

Der Mutter ward wohlter, aber der Arzt wußte, was das zu bedeuten hatte. Da hielt eines Tages ein schöner Bauernwagen vor der Thür, und Stephan, der reiche Bauer aus Schönthal, trat gleich darauf in die Stube. „Ich muß selbst sehen, was ihr macht,“ sagte er, „denn ich habe von Martin lange keinen Bescheid bekommen.“

Groß war die Freude Pauls, groß die Freude der Mutter, ihren Wohlthäter zu sehen. „Paul,“ sagte, Stephan, das Pferd wird unruhig, du könntest wohl nach dem Wirthshause fahren, das Pferd ein

halbes Stündchen in den Stall stellen und ihm etwas Heu vorlegen.“

Gern erfüllte Paul diesen Wunsch, sprang hinaus, legte die Stränge an und fuhr ab. Anna, die Tochter, befand sich mit dem Kinde in dem Dorfe, und so war Stephan mit der Mutter allein. Wichtiges sprach er hier mit ihr, Tröstendes, ihr Herz Erhebendes.

Nach einer halben Stunde etwa kam Stephan nach dem Wirthshause zu Paul, der dem Pferde eben Wasser gab. „Hör“ sagte er, „meine beiden Knaben verlangen sehr nach dir. Ich hab's der Mutter schon gesagt, und sie hat nichts dagegen, wenn du mitfährst. Du kannst morgen wieder zurückkehren. Hast du nun Lust dazu, so lauf nach Hause und mache dich zurecht. Ich werde anspannen und bei euch vorfahren.“

Vergnügt eilte Paul zur Mutter. Sie fühlte sich heute so wohl, daß sie mehrere Stunden außer dem Bette gewesen war, der gute Mann lud mit treugemeinten Worten ein — warum hätte er also die Fahrt nicht gern mitmachen sollen? Er fand die Mutter so heitern Sinnes, wie er sie lange nicht gesehen hatte. Da sie ihm nun auch noch zuredete, steckte er im Nu in seinen bessern Kleidern und gab der Schwester Anna, die inzwischen zurückgekehrt war, über dieß und jenes, was sich auf Haushaltung bezog, Anweisung. Als er den Wagen in der Nähe des Hauses rasselnd und das kräftige Pferd schnauben hörte, trat er zur Mutter, um Abschied zu nehmen. Während seine Zurüstungen von ihr mit größter Freundlichkeit beobachtet worden waren, begann sie jetzt schmerzlich zu weinen, und als er sie zum Abschied küßte, zog sie ihn so fest an sich, als wollte sie ihn nimmer loslassen. Da sagte er: „Ach Mutter, mir ist, als sollte ich jetzt nicht mit.“ Sie aber redete ihm zu und sagte: „Mein Sohn, fürchte nichts und reise in Gottes Namen. Es ist nichts als eine Schwäche der Krankheit, die mich anwandelte, und die Freude, die mir heut durch den Besuch ward, hat wohl den größten Theil daran. Wie der liebe Gott meiner und deiner, wie er unser aller gedenkt, das habe ich heut so recht erfahren. Nun eile, mein Sohn, denn höre nur, wie ungeduldig das Pferd schon stampft! Grüße den guten Mann noch vielmals.“ — Paul wäre lieber zu Hause geblieben, doch er ging, schwang sich auf den Wagen und fuhr mit Stephan davon.

Bald darauf mußte die Mutter sich in's Bett legen, und ehe eine Stunde verging, nahm ihre Krankheit so zu, daß Anna zum Arzt eilte. Die

Nacht kam und die Krankheit verschlimmerte sich. Anna saß weinend am Bette der Mutter, und wie diese auch freundlich mahnte, die Tochter möge sich niederlegen, sie vermochte es nicht. Gegen Morgen ging es besser. Die Mutter verlangte das Kind, das in der Wiege lag, zu sich in's Bett. Bald umfing sie ein sanfter Schlaf; an ihrer Seite ruhte schlummernd der kleine Knabe.

Da kniete Anna nieder am Schemel, hielt die Stirn an die gefalteten Hände, um ein wenig auszuruhen, und entschlief.

Schon schien die Morgensonne durch das kleine Fenster, da erwachte das Kind und rief die Mutter. Aber der Mutter Ohr vernahm den lieblichen Laut nicht mehr, der Mutter Auge glänzte ihm nicht mehr im Strahl der Mutterliebe entgegen, denn sein Licht war für immer verlöschen.

Plötzlich hörte Anna das Kind kläglich weinen. Sie sprang auf, um das Kind zu beschwichtigen, damit es die Ruhe der Mutter nicht störe. Aber diese ruhte in dem Frieden, den kein irdischer Ruf mehr stört. Wer kann sich einen Begriff machen von dem Jammer und den Thränen der armen Anna, als sie inne ward, daß die Mutter gestorben war! —

Ihrem Bruder Paul war es im Herzen nicht wohl geworden, weder auf der Reise, noch in der lieben Familie Stephans, und schon am nächsten Vormittage machte er sich wieder auf den Heimweg. Todblaß trat er über die Schwelle, denn des Hütchens Fenster standen bereits weit auf, wie er von fern bemerkt hatte. „Schwester,“ rief er, „was macht die Mutter?“ — Der Schwester Jammer gab ihm Antwort. Mit welchem Schmerze kniete der Sohn am Lager der Mutter! „So bin ich zu spät gekommen,“ rief er unter Weinen. Warum bin ich denn gereist! Ahnte mir's nicht, als ich das Pferd scharren hörte im Sande! Wie sie mich anblickte, als ich mich an der Thür noch einmal umwandte und ihr zunickte! Schwester, ich kann dir's nicht sagen, wie! Es war, als sagte sie mir auf ewig Lebewohl.“

Paul eilte zum Vater Martin, der herzlichen Antheil an dem Schmerze der Kinder nahm. Er kam mit hernieder und traf die nöthigen Anordnungen.

Als er von Allem benachrichtigt war, was sich am Tage vorher zugetragen hatte, sagte er: „Kinder, ihr habt eine brave Mutter verloren. Aber um Eines preist Gott. Er hat die Mutter noch durch Stephans Besuch getröstet, denn was dieser der Mutter gesagt hat, weiß ich, und ihr werdet es zur rechten Zeit auch erfahren.“

Am dritten Tage ward die Mutter begraben, die Kinder belegten das Grab mit Rasen und schmückten es mit Blätterkränzen und frischen Blumen.

Stephan, der am Tage nach dem Tode der Mutter durch einen Boten Nachricht erhalten hatte, war auch am Begräbnistage erschienen. „Kinder,“ sagte er auf dem Gange zum Kirchhofe, „ich hab' eurer Mutter versprochen, mich euer anzunehmen, und ich werde Wort halten. Du, Paul, gehst morgen wieder zu deinem Lehrherrn, und dich, Anna, werde ich mit dem Kinde holen lassen. Heute wird Vater Martin noch euer Beistand sein und euch beim Ordnen der kleinen Häuslichkeit mit Rath und That beistehen.“

Es geschah, wie Stephan gesagt hatte. Paul saß am nächsten Tage wieder an seiner Werkstätte, und Anna befand sich mit ihrem Bruder in Schöenthal bei Stephan. Er behandelte beide wie seine Kinder, dem Jünglinge aber, der ihn fast an jedem Sonntage besuchte, war er ein väterlicher Freund.

Was Stephan der Mutter gesagt hatte, erfuhren die Kinder nicht.

Pauls Lehrzeit war bald verflossen, und der sehnlichste Wunsch seines Herzens war, in die weite Welt zu gehen und auch anderwärts seine Geschicklichkeit zu erproben. Aber er war ohne Mittel, und Stephan um Geld zu bitten vermochte er nicht. Doch dieser brave Mann wußte, was Noth that. Als ihm Paul seinen Gesellenbrief vorzeigte, nahm er ihn bei der Hand und führte ihn in das Hinterstübchen. „Hör', Paul,“ sagte er, „nun mußt du hinaus und sehen, was Andere können, und von ihnen lernen. Da hast du etwas Geld, rüste dich zur Reise.“ — Das war bald gethan; am nächsten Morgen stand Paul in Stephans Stube, das Ränzchen auf dem Rücken, drückte seinen Pflegeeltern die Hand, dankte für alles Gute, küßte seine Geschwister und die Kinder des Hauses und schritt bewegten, doch freudigen Herzens zum Dorfe hinaus, fort in die große, weite Welt.

IV.

Aufklärung.

Schon waren drei Jahre dahingecitt. Da schrieb Stephan an Paul, von dem oft Briefe aus der Ferne eintrafen: „Komm nach Hause und feire mit uns deiner Schwester Ehrentag. Ihr achtzehnter Geburtstag soll zugleich ihr Hochzeitstag sein.“

Paul kam, und Alle sahen ihn gern, denn in stattlicher Gestalt stand er vor ihnen, angethan mit guten Kleidern, und ein schönes erspartes Sämm-

chen konnte er auch aufweisen. Wie freute er sich, als er die Schwester sah, die frisch und lieblich wie eine Rose aufgeblüht war, und wie drückte er seinen Bruder an's Herz, der ihm fröhlich erzählte, daß er zu Ostern in die Schule gehen würde!

Stephan verheirathete seine Pflögetochter an einen braven Bauersmann und gab ihr eine gute Aussteuer mit. Die Hochzeit ging in üblicher Weise vorüber.

Am nächsten Sonntage machte Stephan mit seiner Familie den jungen Eheleuten, bei denen Paul einstweilen sein Quartier aufgeschlagen hatte, einen Besuch. Es ward dieß und das gesprochen, Paul mußte etwas von seinen Reiseerlebnissen zum Besten geben. Dann kamen die Geschwister auf die letzten Tage der Mutter zu sprechen und wiederholten in liebender Erinnerung Alles, was sich damals zugetragen hatte. Dadurch ward die Stimmung eine feierlich-ernste. Anna trocknete sich die Augen; es trat eine kleine Pause ein. Nun hob Paul an und sagte zu Stephan: „Ich hab' etwas auf dem Herzen und kann es nicht länger zurückhalten. Sag' uns, warum du grade uns vor so vielen Andern deine Hülfe in so überreichem Maße zuwandtest. Ist man jung, so hat man wenig Ueberlegung. Aber vielmal ist mir auf meiner Reise das Geschehene in die Seele gekommen, und es sind mir Worte Martins und der Mutter eingefallen, die auf etwas Besonderes hindeuten. Ich hab' der Unterredung gedacht, die du am Tage vor dem Tode der Mutter mit ihr hattest, des Friedens, der nachher über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, und der selbst bei den Abschiedsthränen aus ihren Augen hervorleuchtete, der Verheißung Martins, daß wir noch Alles erfahren würden, und ich hatte mir schon vorgenommen, an dich zu schreiben, um dich um Aufklärung zu bitten. Als ich nun vor acht Tagen das Dorf beinahe erreicht hatte, fiel mir ein: Du gehst erst auf den Tannenberg zu Vater Martin, und der wird dir jetzt wohl sagen, was er damals verschwieg. Leider, leider fand ich ihn nicht mehr, sondern nur sein Grab, und das war stumm. Darum, guter Vater, denn so habe ich dich immer im Herzen genannt, wende ich mich jetzt an dich mit der Bitte: Sage es mir, weshalb du gerade uns vor so vielen der Hülfe Bedürftigen auszeichnetest?“

Stephan entgegnete: „Ich will's euch wohl erklären, wenn ihr mir ein Weilschen zuhört. Ich war noch ein junger, leichtsinniger Bursche, als mich einstmals ein Geschäft in euer Geburtsdorf rief. Nach Beendigung der Sache machte ich mich

auf, um nach Hause zu gehen. Eben bin ich einem der letzten Hüttchen gegenüber, da kommt ein Küster aus demselben eiligen Schrittes auf mich zu und sagt: „Gut Freund, komm' er doch einen Augenblick herein. Wir haben da eine Nothtaufe, und es ist ein Zeuge ausgeblieben. Das Kind ist so elend, daß der Tod in jedem Augenblicke eintreten kann. Die Mutter aber jammert kläglich, denn sie möchte um Alles nicht, daß ihr Kind stirbe ohne in den heiligen Taufbund aufgenommen worden zu sein.“ — Mir war das nicht recht, ich machte ein saures Gesicht, doch begab ich mich auf wiederholtes Zureden hinein und ward Pathe des kranken Kindes. Gleich nach der Taufhandlung ging ich von dammen. Aber einen recht schlechten Streich hatte ich begangen, über den ich mich auf meinem Heimwege noch obendrein freuete und mit dem ich mich gegen Bekannte, die ich traf, wichtig machte. Denkt nur, sagte ich, ich habe nicht meinen rechten, sondern einen falschen Namen angegeben. Ei, das Kind könnte ja am Leben bleiben, und dann kämen die Leute und ich müßte alle Jahre ein Taufgeschenk machen. Von einem Kindtaufschmause war keine Rede, und da wäre ich doch dumm gewesen, mich zu erkennen zu geben. — So redete ich und meinte, recht gehandelt zu haben.

„Die Sache kam mir nach und nach aus dem Sinn, und ich gedachte ihrer erst wieder, als ich verheirathet war und mein erstes Kind taufen ließ. Da empfand ich erst, was es heißt Pathe sein. Guter Gott, flehete ich, gieb, daß die Personen, die jetzt als Pathen am Altare stehen, einst, wenn ich nicht mehr sein sollte, Vater- und Mutterstelle an meinem Kinde vertreten! — Und wie ich so betete, ging mir plötzlich ein Stich durch das Herz, denn ich gedachte meiner Sünde, und es war mir, als spräche eine Stimme: Du hast das heilige Amt eines Pathen entweiht, darum wird auch Niemand sein, der deinem Kinde im Geist und in der Wahrheit ein Pathe ist! — Ich konnte nicht fröhlich sein beim Kindtaufschmause, denn meine Sünde nagte mir am Herzen.

„Gleich am andern Morgen machte ich mich auf den Weg nach eurem Geburtsorte. Möchte das Kind doch leben geblieben sein, dachte ich, daß ich ihm Gutes thun kann! Ich ging zum Priester und vernahm zu meiner Freude, daß das Kind sich vollkommen erholt habe und wohllauf sei.

„Ich sehe es an euren Mienen, daß ihr merkt, wo das hinaus will. Also kurz: der Priester hieß Martin, und du, Paul, warst das Kind, das ich über die Taufe gehalten hatte.“

„O lieber Pathe!“ rief Paul und ergriff Stephan's Hand.

„Hört nur,“ fuhr dieser fort, „was ich nun that. Ich nahm Martin das Versprechen ab, über dich zu wachen und mir, falls dir ein Unglück zustieße, Nachricht zu geben. Auf Martins weisen Rath kam ich nicht zu euch und gab mich nicht zu erkennen. Laßt ihn wachsen und mit eigener Kraft vorwärts streben, und dann tritt mit Hülfe hinzu, wenn es nöthig sein sollte! sagte Martin, und so schien es mir auch gut zu sein. Nun ahnt ihr, was ich brieflich mit Martin verhandelt und was ich mit eurer Mutter kurz vor ihrem Scheiden geredet habe. Wie froh und selig sie war, als ich ihr vor Gott gelobte, nicht bloß meines Pathen, sondern auch der Geschwister Vater sein zu wollen, das werdet ihr euch nun wohl denken können.“

Pauls Augen standen voll Thränen, die Schwester barg ihr Gesicht in die Schürze.

„Ich habe,“ fuhr Stephan fort, „seitdem das Oevatterstehen nur als eine ernste und heilige Sache betrachtet. Zehn Kindern bin ich jetzt Pathe, mehr Patestellen werde ich schwerlich annehmen, denn ein Jeder muß wissen, was er durchführen kann. Für sie will ich aber auch sorgen, wenn mir Gott hilft und es nöthig sein sollte, wie ich für dich, Paul, gesorgt habe, und, dir zur Liebe, auch für deine Geschwister.“

Er reichte Paul und Anna die Hand, indem er sagte: „Ihr wißt nun den Grund meines Thuns. Daß ich euch wie meine Kinder betrachtete, das haben euch meine Handlungen bewiesen, so daß ich es weiter nicht zu versichern brauche.“

„So warst du also,“ sprach Paul bewegt, „für mich bis zu meinem siebenzehnten Jahre eine unsichtbare liebevolle Macht, gleichsam meine Vorsehung, die verborgen mit ihren Sorgen mich beobachtete und, als es Zeit war, für mich eintrat! O wie bin ich ergriffen, indem ich deiner Liebe und deiner Weisheit gedenke!“

„Mein Sohn,“ entgegnete Stephan, „was ist mein Thun gegen die Vorsehung, die über uns alle wacht, oft lange unsichtbar und dann doch jederzeit im rechten Augenblicke, den sie als solchen erkennt, für uns eintretend! Auf die Vorsehung, auf die Weisheit und unerschöpfliche Liebe des Schöpfers, richtet eure Blicke, denn aus ihr habe ich das Theilchen der Kraft geschöpft, deren Segen euch zum Heile gereichte.“

Damit erhob er sich von seinem Platze. „Laßt es nun gut sein,“ sagte er, „du aber, Anna, führe uns jetzt in deinen Garten.“

V.

Kinderdank.

In Schönthal hatte sich Manches verändert, denn um zwanzig Jahre war der Zeiger an der Weltenuhr vorgerückt. Ein Krieg war durch das Land gegangen, Tod und Verwüstung mit sich führend. Wer mochte noch leben von denen, die vor zwanzig Jahren der Zukunft lebensfrisch entgegen sahn? und wie mochte es diesem und jenem ergehen, der noch nicht im Grabe war? Zwanzig Jahre können viel verändern, zumal wenn die eisernen Würfel des Krieges über den Boden dahinrollen.

In der Mitte des Dorfes stand ein freundliches Wirthshaus und vor demselben in einer Laube saß ein Wanderer, der behaglich sein Bier trank.

Man hatte von hier aus eine schöne Aussicht in's Dorf. Auf beiden Seiten der Straße standen Linden, fast vor jedem Haus war ein kleiner Blumengarten.

Eben trat die flinke Wirthin an des Wanderers Tisch, setzte Butter und Fleisch vor, legte Brot, Messer und Gabel daneben. Als sie wieder zurück wollte, sagte der Fremde: „Frau Wirthin, habt Ihr ein wenig Zeit, mir eine Frage zu beantworten?“ Auf ihre freundliche Bejahung fuhr der Fremde fort: „Ihr wißt, daß ich seit dem Frühjahr jede Woche einmal durch Schönthal gehe oder reite, und daß ich immer hier ein Stündchen verweile. Nun ist mir fast jedesmal ein ehrwürdiger Greis zu Gesicht gekommen. Sein Angesicht sieht mild und heiter aus, Silberhaar schmückt seinen Scheitel. Aber ich habe ihn fast immer vor einem andern Hause auf der Bank sitzen sehen. Ein Almosenempfänger, der verpflegt wird von Haus zu Haus, kann es nicht sein, das zeigt seine Kleidung. Auch habe ich einmal Bewohner des Hauses, vor dem er sich gerade befand, mit ihm sprechen sehn, und ihr Benehmen machte nicht den Eindruck, als ob sie ihn als Almosenempfänger behandelten. Wollte Gott, man ginge auch mit den Almosenempfängern so freundlich um; aber es ist doch leider nicht so in der Welt! Darum habe ich eben geschlossen, daß da etwas Besonderes dahinterstecken müsse, und ich bitte Euch nun mir Auskunft darüber zu geben.“

Du lieber Gott, Ihr seid nicht der einzige, dem die Sache aufgefallen ist,“ sagte die Frau und setzte sich auf einen Stuhl. „Schon Manchem hab' ich Bescheid gegeben und die Sache wohl hundertmal erzählt. Aber ich erzähle sie gern noch einmal, denn die Geschichte von dem alten Mann ist gar rührend und erbaulich; Schade nur, daß ich kurz sein muß, da drinnen Geschäfte meiner warten.“

Doch nun hört! Der alte Mann war einst ein reicher Bauer, besaß Haus und Hof, Weib und Kind, Knechte und Mägde, Acker und Vieh. Drei eigene Kinder hatte er, daneben aber auch zehn Puthenkinder. Das war wenig für ihn, denn mancher Bauer von seinem Reichthum hat fünfzig und noch mehr Puthenkinder. Aber dennoch hatte die Gewatterschaft bei ihm mehr Werth, als bei allen übrigen Puthen des Ortes zusammengenommen, denn es war ihm wirklich heiliger Ernst, an den Kindern im Nothfalle Vaterstelle zu vertreten. Bei vier Puthenkindern war es nicht nöthig, da zwei von ihnen durch die Eltern hinlänglich versorgt wurden, und zwei gestorben waren, aber sechs wären zu Grunde gegangen ohne seine Hülfe. Diese sechs Kinder sind von ihm versorgt worden, eins auf diese, eins auf jene Art, ja nicht allein die sechs Puthen, sondern auch die Geschwister einiger. Seine Wirthschaft war von der Art, daß er Summen über Summen hätte bei Seite legen können, wenn die Sache von ihm so leicht genommen worden wäre, als von Andern, die, so lange die Eltern noch lebten, allenfalls freundlich thaten mit ihren kleinen Puthen, wenn jene aber gestorben waren, also die Puthenpflicht recht eigentlich begann, weder Auge, noch Ohr, noch Herz dafür hatten. Aber Gott segnete ihn dennoch mit Wohlstand, und es fehlte ihm niemals an Geld. Da kam der leidige Krieg in's Land, und der war es, der ihn um Alles brachte, nicht allein um Hab' und Gut, sondern auch um seine zwei Söhne, die für's Vaterland starben. Sein Weib hatte er vorher schon verloren, und seine Tochter starb bald nach dem Abschluß des Friedens. So waren dahin Hab' und Gut, Weib und Kind. Was wäre nun aus dem alten, schwachen Manne geworden, den das Unglück so grausam heimgesucht hatte, wenn

nicht noch Andere gelebt hätten, die sich als seine Kinder betrachteten und ihn aus Grund der Seele Vater nannten? Besonders ein Gürtlermeister und seine verheirathete Schwester thaten sich hervor. Jede beehrte den Vater für immer bei sich zu haben. Aber auch die übrigen Puthen meldeten sich, und so freundlich sie alle einander gesinnt waren, da sie sich als Geschwister betrachteten, so hätte es doch aus Liebe zum Vater beinahe Streit unter ihnen gegeben. Der Vater versprach endlich, der Reihe nach bei einem Jeden zu wohnen und von Monat zu Monat zu wechseln. So geht das nun schon mehrere Jahre."

"Seht", fuhr die Wirthin lebhaft fort, indem sie aufstand, „dort kommt eben der Gürtlermeister mit ihm und führt ihn mit der Schwester in deren Haus. Sie hat ihn geholt, und der Bruder begleitet ihn. Das sind noch Kinder!"

"Das war aber auch ein Vater!" sagte der Fremde, und er blickte mit Bewunderung auf den Alten, so lange er ihn sehn konnte.

Bald darauf befand sich der Fremde wieder unterwegs. Die Geschichte, dachte er, will ich erzählen weit und breit. Vielleicht, daß doch hier und da Jemand ein Beispiel daran nimmt. O jetzt fühle ich es recht klar, was es heißt: Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung! Wie würde es doch auf der Welt schöner und schöner und immer besser werden durch die Liebe! Darum auf, schwaches Herz, übe auch du in deinem Kreise mit immer größerer Hingabe, was die Liebe dir gebietet!

„Die Liebe lieb'. In ihrem Heiligthum,
Von ihrem Odem sonnenhaft umweht,
Sei sie die Sonne, du die Sonnenblume,
Sie Stern, du Aug', sie Pol und du Magnet!"

Sprüche von Friedrich Güll.

Lehn' in's Eck den Stab, den du nicht brauchst,
Knick' ihn nicht und brenn' ihn nicht zu Kohlen;
Wenn du dir einmal den Fuß verstauchst,
Kannst du ihn zur Stütze wieder holen.

Von den Bäumen rauscht das welke Laub,
Laßt's verwehn im Wind, vergehn im Staub;
Birgt ja schon der jungen Knospen Hülle
Neuen Frühlings üpp'ge Blätterfülle.

Thu dein blankes Gold in drei besondre Säckchen:
Eines schieb' für's Alter in ein sichres Eckchen,
Eines spend' in's Haus für vollauf „täglich Brod",
Eines trage hin, wo Kummer seufzt und Noth.

Weil eine Wanderschaft das Leben,
Drum geht's nicht immer flach und eben.
Ueber Berg und Thal, durch Wald und Moor
Gilt's ruhlos, rastlos vorwärts streben.

Der Hirsch und der Graben.

Fabel von

Victor Blüthgen.

Zu einer Original-Zeichnung von Guido Hammer.



Im grünen Bruchland steht, das Haupt gesenkt,
Ein stolzer Hirsch vor einem breiten Graben.
„Verdrießlich“, spricht er, „ist's, wenn man so denkt,
Wie schönes Gras da drüben wär' zu haben.
Jedoch der Graben! — wag' ich's oder nicht?
Er ist verzweifelt breit, — wenn mein Gesicht
Nicht trägt, bei zwanzig Fuß und mehr.
Man ist für solchen Sprung doch schon zu schwer! —
Das Wasser scheint nicht tief; spräng' ich hinein,
Es könnte sein, daß sich's durchwaten ließe.
Doch nein! — der Grund ist Moor. Versänk' ich drein,
Ich käm' zuletzt nicht wieder auf die Füße.
Hm, hm! — Ach was! Nur Muth, es wird schon gehn!“
Kaum springt er an, so bleibt er wieder stehn.
„Es ist unmöglich. Weiter oben dort

Kommt mir das Wasser schon viel schmaler vor;
Dort sei's probirt!“

Schon geht der Jaudrer fort, —
Da tönt des Jagdhunds Lechzen an sein Ohr;
Er blidt sich um: o weh, hier naht der Grimme!
Nasch setzt er an und schwingt mit aller Macht
Sich über'n Graben. „Hätt' ich das gedacht!“
Spricht er, und eilt, indeß des Feindes Stimme
Dem Flüchtigen bald fern und ferner schallt,
Froh über's Blachfeld in den sichern Wald.

Berbergen bleibt die eigne Kraft den Meisten,
Die still hin wirken, friedlich, unbedroht;
Wie Schweres, Großes er vermag zu leisten,
Das lernt der Mensch erst kennen durch die Noth.

Alte und neue Spiele.

Mitgetheilt von
Robert Löwike.

II.

Zettelreime.

Die Theilnehmer des Spieles setzen sich alle um einen großen Tisch, nehmen einige Bogen weißes Papier und schneiden dann so viel Streifen, als Mitspieler da sind. Diese Zettel müssen etwa drei Finger breit und etwa drei- oder viermal so lang als breit sein. Jeder nimmt dann einen solchen Streifen, legt ihn so vor sich hin, daß die lange Seite von links nach rechts liegt, und schreibt dann ganz rechts unter einander vier Wörter, welche sich reimen, und zwar so, daß entweder das erste mit dem zweiten Wort und das dritte mit dem vierten, oder das erste mit dem dritten und das zweite mit dem vierten, oder auch das erste mit dem vierten und das zweite mit dem dritten Wort ein Reimpaar bildet. Darauf wird der beschriebene Theil des Zettels umgekniffen, alle Streifen werden auf die Mitte des Tisches gelegt, gehörig durcheinander gemischt und an die einzelnen Mitspieler vertheilt. Jeder hat nun die Aufgabe seinen Zettel auszufüllen, d. h. also vier Knittelverse zu machen, deren Schlußwörter ihm gegeben sind. Wer das Spiel einmal versucht hat, wird wissen, daß es keine Kunst ist, solche Verschen zu machen. Sind die Zettel alle geschrieben, so werden sie gefaltet, und gesammelt, und derjenige, welcher glaubt, jede verstellte und unverstellte, jede noch so schlechte Handschrift lesen zu können, übernimmt es, die Zettel alle vorzulesen. Da giebt es denn viel zu lachen; denn gewöhnlich werden Anspielungen auf diesen oder jenen aus der Gesellschaft angebracht und die Verschen enthalten gewiß manchen kleinen Scherz, manche unschuldige Neckerei. Damit ist dieses Spiel zu Ende; aber meistens wird die Rückseite der beschriebenen Zettel noch zu einem zweiten benutzt, und oft muß noch eine neue Auflage zu einem dritten und vierten Spiel geschnitten werden.

Wir lassen hier einige Verschen folgen, um zu zeigen, wie die Reime zu ordnen sind.

Hat Frey gemacht erst sein	Examen,
Dann sagt gewiß er freudig	Amen.
In seinen Schooß legt er die	Hände,
Deut: „Müh' und Noth ist nun zu	Ende.“

Ja selig im Tanze zu	schweben,
Das machte noch niemals mir	Noth.
Drum ist auch das Tanzen mein	Leben,
Das ewige Lernen mein	Tod.

Unser kleiner, dicker	Bär
Heinrich hört sich gerne	singen.
Seltzam thut sein Liedchen	klingen:
„Ach, wenn ich ein Böglein	wär!“

III.

Alle durch einander.

Bei diesem Spiel giebt es wenig zu denken und viel zu lachen. Alle Mitspielenden setzen sich in einen Kreis zusammen; nur einer wird hinausgeschickt. Unterdessen verabreden die andern ein drei- oder vierfüßiges Wort und theilen sich in eben so viele Gruppen, als das Wort Silben hat. Dann übernimmt jede der Gruppen eine der Silben, und derjenige, welcher vorher hinausgeschickt war, wird hereingerufen. Er stellt sich in die Mitte des Kreises, jemand aus der Gesellschaft zählt eins — zwei — drei, und gleich nach drei müssen alle zugleich die ihnen zugetheilte Silbe recht laut aussprechen; der in der Mitte stehende hat nun das gewählte Wort zu rathen. Aber diese Aufgabe ist nicht ganz leicht; denn da alle Silben durcheinander klingen, so kann er nichts bestimmt hören und muß gewöhnlich darum bitten, daß das Wort noch drei- oder viermal zusammen ausgesprochen wird. Nehmen wir wieder ein Beispiel.

Unsere Gesellschaft besteht aus 16 Personen. Emil wird hinausgeschickt, die Zurückbleibenden wählen dann das Wort „Amerika“, welches er zu rathen hat. Sie theilen sich, da das Wort vierfüßig ist, in vier Gruppen, von denen die ersten drei aus je vier Personen bestehen, während zu der letzten die drei noch übrigen gehören. Die erste Gruppe übernimmt die erste Silbe, die folgende die zweite, und so fort. Emil wird nun wieder hereingerufen und nach dem dritten Mal „eins — zwei — drei“ ist es ihm gelungen das Wort herauszubekommen.

Freilich hat Herr Schlaupf von einer kleinen

Kriegslist Gebrauch gemacht. Er hat sich nämlich, als das Wort zum ersten Male laut zusammen ausgesprochen wurde, nicht genau in die Mitte des Kreises, sondern ganz in die Nähe der ersten Gruppe gestellt, um die erste Silbe genau hören zu können. Bei dem zweiten Versuch trat er recht nahe an die zweite Gruppe heran, und als er bei dem dritten Rufen

sich in die Nähe der dritten Gruppe stellte und die Silbe „ri“ deutlich hörte, blieb ihm kein Zweifel, daß das Wort „Amerika“ gemeint sei. — Es wurde daher beschlossen bei den folgenden Malen die Silben nicht mehr nach der Reihenfolge, sondern beliebig wechselnd unter die Gruppen zu vertheilen, also z. B. me, ka, a, ri.



Im Herbst.

Von

Georg Lang.

Die Aepfel.

sagt, wo sind sie hingegangen,
Die gestern noch mit rothen Wangen
Wie Glöcklein an dem Baum ge-
hängen?

Sie liegen nun in dunkler Stätte
Auf einem strohbedeckten Bette
Und schlafen alle um die Wette.

Doch wachen sie nach langem Traume,
Dann hängen sie am Weihnachtsbaume
In einem lichterfüllten Raume.

Wie freuen sich da unsre Kinder,
Die Großen freuen sich nicht minder —
Und pflücken Aepfel trotz dem Winter.

Wind und Blätter.

Ihr Blätter, wollt ihr tanzen?
So rief im Herbst der Wind.
Ja, ja, wir wollen tanzen,
Komm, hol' uns nur geschwind!

Da fuhr er durch die Aeste,
Und pflückte Blatt um Blatt;
Nun ziehen wir zum Feste,
Nun tanzen wir uns satt!

Es warnte sie vergebens
Der alte Vater Baum,
Sie freuten sich des Schwebens
Im ungemessnen Raum.

Sie drehten sich und schwirrten
Im tollen Ringelreihn,
Daß sie sich bald verirrten
In's weite Land hinein.

Doch als sie abends sprachen:
Herr Wind, wir bitten nun
Uns wieder heim zu tragen,
Daß wir vom Tanze ruhn, —

Da blies er durch die Nase:
Was fällt euch Blättern ein?
Hier habt ihr Platz im Grafe,
Ich leg' mich selbst hinein!

Drauf streut' er ohn' Erbarmen
Die Blätter, wie sich's traf;
Da lagen nun die Armen
Und weinten sich in Schlaf. —

Da hat der Winter sachte
Mit Floden sie bestreut;
Und wenn kein Blatt erwachte,
So schlafen sie noch heut.





Die Gänse von Räcknitz.

Ein heiteres Thier-Märchen.

Mit Original-Zeichnungen von Fodor Klinger.

Ein Bauer in Räcknitz, einem Dorfe des Elbthales in der Nähe einer großen Stadt, hatte sich mit vieler Mühe und Sorgfalt zehn Gänse groß gezogen, die ihm zum kommenden Winter ein hübsches Stück Geld einbringen sollten. In der Nähe seines Hofes hatte er einen ansehnlichen Obstgarten und in demselben einen kleinen Teich, so daß die Gänse für ihre Bedürfnisse und Liebhabereien einen vortrefflichen Aufenthalt besaßen. Sie wußten auch die Schönheiten und Annehmlichkeiten dieses Aufenthaltes sehr wohl zu würdigen und watschelten alle Tage, sobald das Hofthor geöffnet wurde, geradezu in den Garten, benutzten die herrliche Gelegenheit zu den bei ihnen so beliebten Wasserparteen, belustigten sich dabei durch allerlei kleine Künste, durch Wettschwimmen und Untertauchen und besuchten hier und da das Ufer des Teiches, um etwas von dem hier so reichlich wachsenden Grün-gemüse, z. B. Gras, Lattich und besonders Nesseln zu schnabeliren, wobei sie einen zufällig in den Weg kommenden Braten, einen Mailäfer, eine Schnecke oder dergleichen, nicht verschmähten. So lebten sie glücklich und zufrieden ein frischfreiröhliches Gänse-

leben, denn alles, was sie wünschten, hatten sie ja in Hülle und Fülle.

Da geschah es eines Morgens, als sie eben den Hof verlassen wollten, daß eine fremde Bauerfrau ihren Korb, auf den eine große weiße Gans gebunden war, auf der Steinbank am Hofthore absetzte, um in der Stube mit dem Bauer zu reden. Unsere Gänse umgaben sofort neugierig den Korb und lugten mit schräg gehaltenen Köpfen nach der Fremden in die Höhe, welche sich trotz ihres vornehmeren Aeußeren, denn sie war eine Stadtgans, durchaus nicht etwa stolz und hochmüthig, sondern im Gegentheil sehr gesprächig zeigte. Nachdem sie den schüchternen Gruß der Dorfgänse sehr freundlich und herablassend erwidert hatte, entschuldigte sie sich wegen ihres Sitzbleibens mit der Bemerkung, daß sie sich nicht anstrengen dürfe; denn sie habe eine große Reise vor und müsse sich möglichst schonen, um nicht von Fleische zu kommen, da ihre neue Herrschaft die mageren Gänse nicht leiden könnte. Aus diesem Grunde habe man ihr die Equipage (sie meinte den Korb) entgegengeschickt und sie vor der Reise noch mit einer gehörigen Portion

Nudeln und einer Flasche Gänsewein gespeist, damit sie unterwegs keinen Hunger und Durst leide. Die Dorfgänse machten bei der Erwähnung der Nudeln und des Weines sehr verwunderte, dumme Gesichter, denn davon hatten sie noch nie etwas gehört und vermutheten, es sei dieß etwas ganz besonders Extrafeines. Die Stadtgans bestärkte sie darin und erzählte noch viel von den Lederbissen und Herrlichkeiten des Stadtlebens. Die Unterhaltung fing an sehr angeregt zu werden, die Gänse fragten und schrien durcheinander, die Fremde antwortete und erzählte in immer erregterem Tone, um verstanden zu werden — da kam die Bauerfrau, hob sie mit dem Korbe auf den Rücken und wanderte von dannen. Die Gänse sahen ihr ein Weilchen verblüfft nach, dann wendeten sie sich langsam und nachdenklich ihrem gewohnten Garten wieder zu. Gedankenvoll gesenkten Hauptes schritten sie in der bekannten Marschordnung, eine hinter der anderen, der Gansert voran, durch die Gartenthür ihrem Teiche zu.

Hier ward gar Wichtiges berathen.

Die Erzählungen der Fremden, besonders aber die letzten Worte derselben: „Ihr könnt's ja selbst einmal probiren, wie es in der Stadt hergeht!“ hatten sie sehr beschäftigt, und da sich der Gansert entsinnen konnte, in seiner Jugend einmal von der Hofmauer



aus, wohin er sich verirrt hatte, die Stadt ganz nahe liegend gesehen zu haben, so beschloßen sie einmüthig den lockenden Versuch zu machen und gleich anderen Tages ihre Reise anzutreten.

Als beim Morgengrauen der Bauer das Thor öffnete und an seine Arbeit ging, watschelten auch die Gänse heraus; aber sie wandten sich nicht wie die anderen Tage nach dem Grasgarten, sondern bogen schnell in den Hohlweg ein, der nach des Ganserts Versicherung nach der Stadt führte, und waren so den spähenden Augen der Bewohner des Bauerhofes bald entzogen. Der Gansert schritt

wie immer voran, die übrigen folgten in langer Reihe, eine hinter der anderen. Lustig marschirten sie in die frische Morgenluft hinein. Eine alte Bauerfrau, welche ihnen unterwegs begegnete, schüttelte zwar bedenklich den Kopf und sah ihnen lange nach; aber sie beachteten das in ihrer fröhlichen und erwartungsvollen Reifestimmung durchaus nicht und hatten nur für Eines Sinn: der Gansert hatte ihnen ja gesagt, dort vorn am Haselbusch würden sie die Stadt sehen. Erwartungsvoll und mit gedämpfter, näselnder Stimme flüsternten sie einander bei jedem auffälligen Gegenstande ein bedeutsames „Aha“ zu, am Haselbusche aber brachen sie in lauten Jubel aus, schlugen fröhlich die Flügel und konnten vor lauter Freude gar kein Wort hervorbringen als immer „Die da! Die da! da, da, da!“ — denn dort lag die Stadt.

Als sich der Lärm und das Geschrei etwas gelegt hatte, wanderten sie weiter, pflückten hier und da ein am Wege stehendes Blättchen und es dauerte deshalb, und weil sie bei jedem Dinge, was sie noch nicht gesehen hatten, stehn blieben um es verwundert zu betrachten, ziemlich lange, ehe sie bis an die Eisenbahn kamen, die in der Nähe der Stadt ihren Weg kreuzte. Verwundert schauten sie sich hier um, sahen und hörten nicht, als der Bahnwärter ihnen einige hastige Worte zurief, betrachteten zweifelnden Blickes den langen Schienenweg, auf dem sie standen, und ehe sie nur ahnten was geschah, hatte sie die Lokomotive des heranbrausenden Zuges gefaßt und bei Seite geschleudert. Einige kamen mit dem bloßen Schrecken davon, aber als der Gansert mit lauter Stimme seine Getreuen zusammenrief, fand sich's, daß Frau Viele den einen Flügel gebrochen hatte. Frau Nalle aber war völlig verschwunden und fand sich nicht wieder, obgleich man längere Zeit auf sie wartete. Die Gänse zogen deshalb mit verdugten Gesichtern weiter. Ihr Weg führte sie auf die Landstraße. Eben war die Schule aus und die Knaben, welche mit Ranzen und Schiefertafel fröhlich des Weges gesprungen kamen, hatten kaum die herrenlos daherwandernden Gänse erblickt, als eine tolle Jagd begann. Mit Stöcken, Steinen und selbst Büchern ward nach den verschüchterten geworfen und die kleine Heerde weit ins Feld hineingetrieben. Hierdurch hatten sie freilich Frau Viele, die Flügel-lahme, völlig verloren und waren außerdem ziemlich weit vom Wege abgekommen, fanden sich aber auch dafür um so angenehmer überrascht, als sie bemerkten, daß sie das Schicksal in einen schönen, schattigen Park verschlagen hatte. Sofort ward beschloßen hier vor allem erst einmal gründlich auszuruhen. Mit Behagen ließen sie sich in dem hohen Grase

zwischen den Gebüsch nieder, ordneten, putzten und säuberten sorgfältig das etwas zerzauste Gefieder, welches auf der Eisenbahn und besonders bei der großen allgemeinen Flucht vor den Schulknaben einige Schäden erlitten hatte, und unterhielten sich dabei lebhaft über die gehaltenen Abenteuer.

Ein kurzes Weilschen hatten sie so zugebracht, als sie die Büsche rauschen hörten. Ein kleines Mädchen mit einem Körbchen am Arme trat heraus und stand erstaunt vor unsern Reisenden. Auf einmal rief sie aus: „Mama, sieh doch, hier ist ein ganzes Nest voll junger Schwäne, aber sie sind noch nicht ganz reif, denn sie haben noch sehr kurze Hälse.“ Dabei griff sie ins Körbchen und brachte einige Zwiebacke hervor, die sie in kleine Stückchen zerbrach und den vermeintlichen Schwänen vorstrecte. Diese hatten heute noch wenig zu sich genommen und fuhren gierig über das Gebotene her. Das

sie beim Zipfel der seidnen Mantille zurückzuhalten, um ihr seine Meinung gehörig zu sagen. Aber ein des Weges kommender Herr schlug ihn mit einem Stocke, so daß er eilig wieder zu seinen Gänsen zurücklief. In großer Aufregung kam er bei ihnen an. Er hatte von weitem gesehen, daß eine Menge geputzter Menschen unter Bäumen um Tische herum saß und noch immer mehr Leute hinzukamen. Das war der Concertgarten, von dem die Dame gesprochen. Dort versammelten sich viele Menschen aus der Stadt und dort, so meinte der Gansert, werde man das Glück finden, von welchem die fremde Gans erzählt hatte. Jetzt ward der Ausbruch beschlossen. Still und vorsichtig schlichen sie dem besprochenen Orte näher und kamen, hinter Gebüsch und hohen Blumenbeeten verborgen, so nahe an die Gesellschaft, daß sie deutlich sehen konnten, was in derselben vorgenommen wurde. Sie sahen, wie zwischen den



freute das Kind und es holte nach und nach seinen ganzen Zwiebackvorrath aus dem Körbchen. Als es eben die letzten Brocken hingegeben hatte und in die Händchen klatschte, um auch die kleinsten Krümchen den hungrigen Thieren zu spenden, trat eine Dame hinzu. Es war die Mutter des guten Mädchens. Schon glaubten die Räckner, daß die Fütterung in vermehrter und verbesserter Auflage stattfinden werde, aber sie hatten sich getäuscht, denn die Dame sagte: Melanie komm; laß doch die dummen Thiere, wir kommen sonst zu spät ins Concert. Dabei nahm sie das Mädchen bei der Hand und führte sie mit sich davon.

Die Reisenden warfen sich stolz in die Brust, als sie bemerkten, daß sie das Stadtkind für Schwäne hielt. Nur der Gansert ward ärgerlich über die verächtliche Benennung „dumme Thiere“. Er lief zischend und mit ausgebreiteten Flügeln hinter der stolz dahinrauschenden Dame einher und versuchte

dasitzenden Menschen Hühner und Tauben herumliefern und von ihnen gefüttert wurden, ja wie sogar einzelne der Vögel, besonders aber eine große Zahl von Sperlingen, dreist auf die Tische flogen und sich keck die besten Bissen holten.

„Da haben wir's,“ schnatterten sich die Gänse zu, „die Stadtgans hatte Recht, in der Stadt gilt man noch etwas, man wird Schwan genannt, hier giebt's Leckerbissen der feinsten Art und jedenfalls auch Rudeln und Gänsewein, und zwar alles in Massen.“ Ohne sich lange zu besinnen liefen sie im schönsten Wackelschritt gerade auf die Gäste des Gartens los, und als man ihnen nicht sofort mit vollen Händen Futter streute, flogen sie mit gellendem „Gizat“ auf die Tische, zwischen Gläser, Tassen und Teller und richteten dabei eine gräßliche Verwüstung an. Dabei schrieken die Gänse und die Menschen durcheinander, die Männer griffen zu den Spazierstöcken, die Frauen zu den Sonnenschirmen, die Kellner fasten

in der Eile, was sie erwischen konnten, alles aber schlug unbarmherzig auf die Gänse los, ja als diese bereits den Rückzug angetreten hatten, warf man noch mit Kies und Steinen auf sie. In ihrem Vertrauen auf die Stadtbewohner so arg getäuscht, waren die Räckniger erschreckt nach allen Seiten auseinandergestoben und fanden sich erst nach langer Zeit im weiten Felde zusammen.

Wieder fehlte eine der Gänse — es waren nur noch sieben beieinander. „Wo ist sie?“ zischte der Gansfert voller Grimm die anderen an. Traurig gebeugten Hauptes und leise in näselndem Tone flüsternten diese die Antwort: „Im Concert, im Concert!“ — „Man hätte eben nicht überall die Augen haben können,“ meinten einige schnippisch, „der Herr Gansfert hätte auch aufpassen können,“ sagten die anderen. Alle aber waren ärgerlich. Endlich beschloffen sie einmützig, die zuletzt abhanden gekommene Freundin nicht im Stiche lassen zu wollen; deshalb schlichen sie sich leise und verstohlen wieder dem Buschwerk zu, wo sie die Concertgesellschaft sehen konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Eben hatten sie sich auf einem reizenden Blumenbeete niedergelassen und die Flügel über dem Rücken zusammengefaltet, als das Concert begann. Man spielte den Krönungsmarsch aus dem Propheten. Die Gänse waren starr vor Erstaunen. Sie hatten ja in ihrem Leben niemals Musik gehört und waren daher jetzt auf das höchste, aber auch auf das angenehmste überrascht. Mit schief gehaltenen Köpfen und glücklich strahlenden Augen hörten sie die wunderbaren Töne. Aber wie merkwürdig! Je mehr sie lauschten, um so mehr kamen ihnen einzelne Töne bekannt vor, ja sie waren zuletzt überzeugt: ihre abhanden gekommene Gefährtin wirkte bei dem Concert mit, denn keine als sie war im Stande solch kräftiges Schmettern hervorzubringen. Entzückt horchten sie weiter. Als aber die vermeintliche Gänsestimme abermals ertönte, konnten sich die enthusiastischen Gänse nicht länger halten, sie schriegen aus Leibeskräften im Chorus mit den Posaunen und Trompeten um die Wette. Dabei lugten sie hinaus nach den Leuten und spähten, ob noch nichts von der verlorenen Gefährtin zu sehen sei. Aber ach! es kam anders als sie gehofft. Kaum hatte man nämlich ihr Geschrei gehört, als das tolle Lachen, das Steinwerfen und all das Böse von vornhin sich sofort wieder erneuerte und die musikalische Gänsegesellschaft abermals unter einem wahren Hagel von Kies sich in das Feld hinausflüchten mußte.

Bestürzt und ermattet fanden sie sich in ziemlichlicher Ferne, weit von dem schlimmen Concertgarten

wieder. Dießmal fehlte keine. Da die Sonne stark im Sinken begriffen war, beschloß man einen Ruheplatz zu suchen, und eher als sie dachten, hatten sie diesen gefunden, denn einige hundert Schritte genügten, um in einem kleinen Wäldchen voll niedriger junger Kiefern einen ganz allerliebsten Schlafplatz zu entdecken. Nach so langer Mühsal und so schlimmen Abenteuern meinten sie endlich den Ort gefunden zu haben, an welchem sie Ruhe und Erholung im erquickenden Schlafe genießen könnten. Mit Sorgfalt wählte jede Gans ihr Plätzchen und ließ sich mit einem stillen Seufzer nieder, meinend, sie werde sofort einschlummern können. Der Gansfert schien jedoch anderer Meinung. Er war noch in höchst ärgerlicher Stimmung und gab derselben wiederholt lauten Ausdruck. Unwillig mahnten ihn etliche zur Ruhe, aber er raisonnirte weiter, und so dauerte es eine ziemliche Weile, ehe die kleine Schaar zum Schlafen gelangte. Der Vollmond stand schon ziemlich hoch am Himmel, als es endlich still wurde.

Niemand hatte an einen Feind gedacht, der hier im Walde ihren Schlummer stören könnte. Meister Fuchs, der Gaudieb, aber wohnte in ihrer nächsten Nähe und kam eben von einem vergeblichen Streifzuge zur Höhle zurück, als der Gansfert seine letzten Raisonnements im Halbschlummer zum Besten gab. Vorsichtig schlich der Fuchs näher. Mit einem kräftigen Sprunge packte er den Flügel des Eingeschlafenen und hätte den armen Gansfert erwürgt, wenn dieser nicht im heftigsten Schrecken zu plötzlich aufgefahren und davongeflogen wäre. Die anderen aber waren davon erwacht und alle flohen grausend und zeternd von dannen.

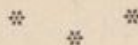
Die aufgehende Morgensonne fand von den Tages zuvor ausgerückten zehn nur noch sieben und beleuchtete die traurige, ermüdete und zerzaute Schaar auf ihrer langsamen Wanderung. Bald sahen sie ein freundliches Dörfchen vor sich liegen. Sie wandten hinein und kamen just an ein offenes Hofthor, als drinnen die Frau dem gesammten Hofgeflügel ihr reichliches Futter streute. Die jammervoll aussehenden fremden Gänse erbarmten die gute Frau, sie lockte sie heran und gab auch ihnen zum lieben Sonntag eine reichliche Mahlzeit. Da sie sich nicht vertrieben sahen, blieben sie ruhig und bescheiden in einem Winkel des Hofes liegen.

Auf ihrem heimischen Bauerhofs in Räcknitz waren die Gänse zu Mittag bei der Fütterung wohl vermist worden, allein man hatte nicht weiter nachgefragt, in der Erwartung, daß sie von selbst wiederkehren würden. Als dieß aber auch zum Abend nicht geschah, hatte der Bauer Umfrage gehalten und end-

lich von der Butterfrau gehört, daß seine Gänse auf dem Wege zur Stadt gesehen worden wären. So machte er sich am andern Morgen mit einem Schubkarren auf den Weg und ging den Unglücks Spuren seiner Thiere nach. Der Bahnwärter, bei welchem er die erste verlorene ziemlich munter wiederfand, wies ihm die Richtung zum Park, die Kellner zeigten nach dem Wäldchen, wo er zu seinem Schrecken verstreute Gänsefedern fand. Weitergehend kam er auch in das nahe Dörfchen, und ebenfalls in das offene Hofthor blickend fand er endlich den kleinen

Trupp verschüchtert im Winkel lauern. Er frug nach, und als es sich herausstellte, daß er wirklich sein Eigenthum wiedergefunden habe, band er die Flüchtlinge mit Strohseilen auf den Karren und fuhr mißmuthig nach Hause.

Von den zwei unaufgefundenen hat er nichts wieder gehört; sollten sie sich aber wieder einstellen, so lasse ich mir ihre Geschichte erzählen und berichte euch alles eben so treulich wie die Abenteuer der anderen Gänse. Diese sollen aber ihr Lebelang nicht wieder gewandert sein.



Das, lieber Meister, ist ein Kind,
Wie es im Buch steht — eins der vielen,
Die du belauscht bei ihren Spielen,
Und die von dir gezeichnet sind.

Rund und doch zierlich! Frisch und zart
Wie Frühlingsblumen! Ob man fände
Sonst noch so süße kleine Hände?
Mehr giebt's wohl nicht von dieser Art.

Die Augen blau, mit Wimpern lang
Und dunkel! Sahst du Augensterne
Gleich diesen schon, dann glaub' ich gerne,
Daß du auch Freude kennst und Dank.

Und nun der Mund — zwei Perlenreihn
Darin! Mitunter will mir scheinen,

Ihn ziere Lachen mehr als Weinen —
Doch man kann im Zweifel sein.

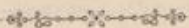
Bekränze nun das kleine Haupt
Mit braunen Locken noch, dann sage:
Das anzuschauen alle Tage,
Ist nicht das Glück fast unerlaubt?

Nun mal' es doch! Was kannst du machen?
'S wär alles ganz verlorne Müß',
Du armer Meister wirst doch nie
Das Stimmchen malen und das Lachen.

Ich bin am Ende. Nur noch Eines
Hör' an, gutmüthig wie du bist.
Was an dem Kind das Beste ist,
Wollt' ich noch sagen: es ist meines.

Anmerkung. Von unbekannter Hand ging mir dieses Gedicht und die Photographie des obigen Kindchens zu. Ich danke hierdurch dem Verfasser herzlich und bitte ihn, sich mir freundlichst zu nennen.

Oscar Pleisch.



Räthsel.

Von
Friedrich Gull.

1.

Mit L kommt jeden Markttag in die Stadt
Ein Mann und bringt, was er in Fülle hat,
An Korn und Obst, an Kindern und an Schafen.
Mit S ein andrer Mann, ihr müden Väbchen
Und Mädchen, trippelt leis durch eure Stübchen,
Und unversehens seid ihr eingeschlafen.

2.

Mit u hab' ich sechs Füße klein,
Mit a vier magre Beine;
Mit u vier zarte Flügelein,
Mit a dagegen keine.
Mit u kann leis ich brummen,
Mit a kann laut ich plärren;
Mit u um Blumen summen,
Mit a an Halmen zerren.
Mit u stech' ich mit gift'gem Dorn,
Mit a nicht fürchte Huf und Horn.
Mit u schlaf' ich in Blumen roth,
Mit a im Stall vom Pächter,
Mit u bringt Winter mir den Tod,
Mit a sticht mich der Schlächter.

3.

Ich bin im Baum und bin am Ast,
Jedoch nicht im Gezweig;
Im Wiesenbach, im Bergstromfall,
Doch nicht im See und Teich;
Am Acker und im Garten auch,
Doch nicht in Flur und Feld;
Ich bin im Wasser, bin im Land,
Und doch nicht in der Welt.

Von
Friedrich Oldenberg.

1.

Ich hatte ihn, als ich dieß Räthsel erfand.
Du Schelm hast ihn oft, wie allbekannt.
Es hat ihn jeder, der hat Verstand.
Der Feind macht ihn, wenn er bricht in's Land,
Und ihn erlebt mit Schimpf und Schand',
Wer sein Haus leichtsinnig gebaut auf Sand.

2.

Mein Erstes ein junger Wein,
Mein Zweites ein altes Lied,
Mein Ganzes die Ordnung fein,
Nach der recht geschieht, was geschieht.

3.

Zwei Brunnen kenn' ich, tief und klar,
Ein seltsames Geschwisterpaar,
Drin Sonnenlicht und Sterne blinken;
Doch niemand kann aus ihnen trinken.
Von Engeln werden jede Nacht
Die beiden Brunnen zugemacht,
Damit nicht, wenn sie offen blieben,
Ihr Himmelschein sich möche trüben.
Doch manchmal aus der Brunnen Grund
Thut sich ein stilles Rauschen kund.
In trübem Weh, in lichter Freud',
In Kummer und in Jubelzeit
Steigt eine heil'ge Wasserquelle,
Bald dunkel und bald sonnenhelle,
Aus dem verschloßnen Brunnenthor
Gar wunderbar an's Licht empor.
Nun sage mir, geliebtes Kind,
Was für Brunnen und Wasserquellen das sind.

Anflösung der Räthsel Seite 135.

Räthselgedichte von **Wilhelm Fischer.**

1. Der Schnee.

2. Der Dampf.



von

Robert Löwike.

I.

Er heißt Alexander
Und Constantin Ich,
Und keiner von uns
Heißt Roderich.
Wer kann es nun finden
Und einfach begründen,
Daß Er oder Ich
Doch heißt Roderich?

II.

Ein Ganzes hat $\frac{9}{9}$. Nimmt man aber von
meinem Ganzen $\frac{1}{3}$ oder $\frac{2}{9}$ fort, so bleibt noch $\frac{1}{8}$
übrig.

Wie heißt mein Ganzes?

III.

Aus einem Pfefferkuchen ist ein Stück von der Form
eines Hufeisens herausgeschnitten. In jedem Schenkel
desselben sind 3 Mandeln, wie die
nebenstehende Figur zeigt. Es soll
nun durch zwei gerade Schnitte das
Hufeisen so in 6 Stücke zerlegt werden,
daß sich in jedem derselben eine der
6 Mandeln befindet.



Wie sind diese beiden Schnitte
zu machen?

IV.

Ich habe auf ein Stück Papier drei Reihen Ziffern
geschrieben, wie die nebenstehende Figur zeigt. Ihr
seht im Ganzen 18 Ziffern,
in der ersten Reihe immer
die Ziffer 1, in der zweiten
immer die Ziffer 5, in der
dritten immer die Ziffer 8.
Es sollen nun 11 Ziffern
gestrichen werden, und zwar so, daß die Summe der übrig
bleibenden 7 Ziffern 37 beträgt. Auch ist noch zu be-

1	1	1	1	1	1
5	5	5	5	5	5
8	8	8	8	8	8

achten, daß in jeder Reihe wenigstens eine Ziffer stehen
bleiben soll.

Welche Ziffern müssen stehen bleiben?

V.

Auf ein anderes Stück Papier habe ich wiederum
drei Reihen Ziffern geschrieben, ganz ähnlich wie vorher.
In der ersten Reihe steht 6-mal die Ziffer 2, in der
zweiten Reihe 6-mal die Ziffer 3, in der dritten 6-
mal die Ziffer 7. Von den 18 Ziffern sollen nun 6
gestrichen werden und zwar so, daß die Summe der übrig
bleibenden 12 Ziffern 43 beträgt. Auch soll wiederum
in jeder Reihe mindestens eine Ziffer stehen bleiben.

Welche Ziffern müssen gestrichen werden?

VI.

Nun noch eine Knackmandel, aber nicht für dich,
lieber Leser, sondern für deine Freunde. Doch zunächst
eine kurze Erklärung.

Nimmt man eine ganz beliebige 3ziffrige Zahl und
schreibt an dieselbe eine andere 3ziffrige Zahl heran,
welche entweder genau gleich der ersten ist, oder sich von
derselben um die Zahl 7 oder ein Vielfaches von 7 unter-
scheidet, so ist die neu entstehende 6ziffrige Zahl immer
ohne Rest durch 7 theilbar. Wir wollen die Wichtigkeit
dieser Behauptung an einigen Beispielen nachweisen.

$$341\ 341 : 7 = 48763 \text{ oder}$$

$$605\ 612 : 7 = 86516 \text{ oder}$$

$$100\ 121 : 7 = 14303$$

Mit Benutzung des eben gesagten kannst du nun
für einen deiner Freunde eine hübsche Knackmandel bereit
halten oder ihm einige kleine Rechenkunststückchen zeigen.
Du kannst ihm z. B. sagen, er möge eine beliebige 3-
ziffrige Zahl hinschreiben, du wollest dann, ohne weiter
nachzurechnen, sogleich 3 andere Ziffern so heransprechen,
daß die entstandene 6ziffrige Zahl ohne Rest durch 7
theilbar sei. Da du die 3 Ziffern schnell und auf ver-
schiedene Arten wählen kannst, so wird es gewiß einige
Zeit dauern, bis er das Zahlengesetz, welches du nun
kennst, auch heraus bekommt.

Kochen.

Von

Johannes Trojan.

Original-Zeichnung von Rudolf Geißler.



Hier wird gekocht! Wer's lernen will,
Den können wir wohl bescheiden:
Der tret' hier an das Tischlein still
Und achte nur auf die Beiden.

Ein Pärchen, Koch und Köchin, sieht
Voll Eifer man hantiren;
Hauptsach' bei allem was geschieht,
So scheint es, ist Probiren.

Da steht der Karl. Gar ehrbarlich
Ist all sein Thun und Treiben.
Daß er versteht auf's Kochen sich,
Das merkt man schon am Reiben.

Was thut die Köchin, die Marie?
Sie hat auf alles ein Auge,
Und was er kocht, das kostet sie
Und prüft, ob es auch taue.

Das muß sie freilich thun — jedoch
Seh' ich, wie oft und lange
Sie kostet, wird mir doch, o Koch,
Um deine Gerichte bange.

Ich bitt' dich, achte wohl darauf,
Sieh hin, wo die Gefahr ist:
Die Köchin kostet den Braten auf,
Bevor er braun und gar ist.

